Zwei Familienmütter.

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Erster Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1866.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



Erstes Kapitel.

In der unter dem Namen der Norrtullsgata bekannten Straße zu Stockholm steht irgendwo ein hübsches Haus mit einem schönen Garten. Hier wohnte vor etwa zehn Jahren die Professorin Krug mit Mann, Tochter und Sohn.

Sollte jemand Anstoß daran nehmen, daß ich sage, die Professorin mit Mann, so will ich erläuterungsweise bemerken, daß der Professor als junger Mann Astronom gewesen, in spätern Jahren aber aus Neigung zu den ideellen Wissenschaften Philosoph geworden war, und sich so vollständig in Aristoteles, Kant, Fichte und Hegel hineingelebt hatte, daß er in seinem Hause war, als ob er gar nicht existirte.

Ein alter Diener hielt sein Zimmer in Ordnung, brachte ihm seinen Kaffee und war ihm beim Ankleiden behülflich, denn sonst hätte es leicht geschehen können, daß unser gelehrter Professor, vertieft wie er stets in seine logischen Untersuchungen war, mit einem Stiefel an dem einen und mit einem Pantoffel an dem andern Fuße, der Halstuchschleife im Genick und dem Schlafrock als

Ueberrock auf die Staße gekommen wäre. Auf alles dies mußte jetzt der alte Diener Acht geben.

Innerhalb seiner Familie zeigte sich der Professor niemals anders als am Mittagstische, und hier nahm er linker Hand von seiner Frau Platz, welche während der Mahlzeit unaufhörlich darauf sehen mußte, daß er nicht das Salzfaß für die Zuckerschale ansah, nicht die Sauce auf das Tischtuch anstatt auf den Teller goß, und nicht aus der Pfefferbüchse schnupfte oder das Fleisch mit Schnupftaback anstatt mit Pfeffer würzte.

Mit einem „Lieber von Krug, wo hast du die Gedanken?“ welche Worte in scharfem, strengem Ton ausgesprochen wurden, rief die Professorin ihren Gemahl stets zur Wirklichkeit zurück, und es geschah nie, daß sie dabei das Wörtchen von weggelassen hätte. Im Gegentheil legte die würdige Frau einen bedeutenden Nachdruck darauf.

Daß sie zwei Kinder hatten, war ein Umstand, an welchen der Professor niemals eher dachte, als bis die Frau Mama in sein Zimmer trat, und in ihrem Herrscherton sagte:

„Lieber von Krug, ich brauche Vollmacht zur Erhebung einer Summe für Albert's Studien oder für Albertinens Lectionen u. s. w.“

Dann erwachte der Professor aus seiner Zerstreuung, stierte seine Frau an und murmelte: „Albert und Albertine?“ als ob er diese Namen jetzt zum ersten mal hörte.

„Unsere Kinder, lieber von Krug! Gott weiß, wo du die Gedanken hast.“

Die Stimme der Professorin stieg um einige Töne höher.

„Ja so — ja — ja, ja — unsere Kinder“, stammelte der Mann. „Wieviel war es, was du brauchtest?“

„Die Erziehung der Kinder ist der Grund, welcher mich nöthigt, Geld zu erheben. Du bist wirklich der größte Thor, den eine Frau hätte auftreiben können.“

„Das ist sehr richtig, das ist sehr wahr. Du hast stets recht, meine Süße; aber wo soll ich das Geld hernehmen? Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich dessen hätte, und du weißt das am besten, meine Süße! War es sonst noch etwas, was du mir sagen wolltest?"

„In der That, von Krug, du bist ein wahres Unglück für deine arme Frau! Daß du kein Geld im Hause hast, weiß ich, da ja ich alle Geschäfte besorge. Der Bankier Ekström hat sich aber einmal in den Kopf gesetzt, dich für klug anzusehen, und will mir kein Geld verabfolgen, wenn ich nicht eine Vollmacht von dir bringe. Deswegen will ich eben jetzt diese Vollmacht haben. Verstehst du mich?"

Dieses „Verstehst du mich" ward auf eine Weise ausgesprochen, daß der Professor auf dem Stuhl emporhüpfte, als hätte er einen elektrischen Schlag bekommen; und er ergriff, nun vollständig aus seiner Zerstreuung aufgerüttelt, eine Feder, worauf seine Gemahlin ihm die Vollmacht dictirte und, nachdem diese geschrieben war, das Zimmer verließ.

Der Professor vertiefte sich wieder in seine Bücher, und vergaß dabei die ganze Welt mit Einschluß seiner Frau und seiner Kinder, bis der alte Diener ihn mit den Worten weckte:

„Die gnädige Frau schickt mich, um Sie zum Mittagsmahl anzukleiden, Herr Professor."

Nun, mein verehrter Leser, hoffe ich, daß du einen einigermaßen klaren Begriff von dem Professor von Krug hast, und weshalb er der Mann seiner Frau genannt wird. Da er in unserer Erzählung eine etwas wichtigere Rolle spielen wird, als man ihm sonst zuzutheilen pflegte, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, diese Schilderung von seiner Persönlichkeit zu geben.

Die Professorin Sophie von Krug, eine geborene Ovickfelt, war von alter angesehener Familie, aber ohne alles Vermögen. Wie der Professor jemals dazu gekommen

war, sich um Fräulein Sophie z bewerben, dies war etwas, was weder er selbst noch igendein anderer Mensch begreifen konnte.

Hätte man die Professorin afs Gewissen gefragt, und wäre sie gezwungen gewese, das Geheimniß zu offenbaren, so hätte sie ganz gen ß gestehen müssen, daß sie bei dieser Bewerbung die Ha ptrolle gespielt, weil sie in aller Eile das lebhafteste Mit id mit dem armen, fortwährend zerstreuten von Krug u fühlen begann, der der einzige Sohn eines sehr reichn Kanzleiraths war, der wiederum in einem sehr nahe Verhältniß zu ihrem Vater stand.

Genug, sie wurden vemählt — zur großen Ueberraschung des Bräutigams selbst.

Nun einige Worte über Frau Sophiens Persönlichkeit. Sie war ein lange, magere Gestalt, hielt sich gerade und gravitätisch, und auf dem langen schmalen Halse thronte ei großer Kopf, der mehr für eine Manns- als für eine Fauengestalt paßte. Das braune Haar umrahmte eine ziemlich hohe Stirn. Die kleinen hellgrauen Augen aren scharf und klar wie blankpolirter Stahl. Die gade Nase und der kleine Mund mit den dünnen scha f zusammengekniffenen Lippen gaben der ganzen Ge- ichtsbildung einen Ausdruck von unbezähmbarem Willen und Herrschsucht. Nie fiel es einem Menschen, der die Professorin von Krug steif und gerade auf sich zukommen sah, ein, daß man durch Bitten und Thränen sie bewegen könne, auch nur einen Schritt von einem schon gefaßten Entschluß abzuweichen. Man sah sofort, daß ein unbeugsamer Wille in dieser Seele wohnte, ebenso wie ein blindes Vertrauen auf die Unfehlbarkeit ihres eigenen Urtheils, auf die Richtigkeit ihrer Ansichten und auf die Berechtigung selbst der Vorurtheile, die sie hegte.

Diese hohe Meinung von sich selbst war der Grund ihres unerschütterlichen Verlangens, daß alle in ihrer Familie, alle ihre Dienstleute, alle ihre Freunde und

Bekannten ihre Ueberlegenheit blindlings anerkennen sollten.

Sie hatte, wie wir schon erwähnt haben, zwei Kinder. Albert war das älteste und Albertine volle neun Jahre jünger. Mit eiserner Hand hatte die Professorin sie erzogen, und ihnen von ihrer ersten Jugend an eine so blinde Verehrung eingeprägt, daß es ihnen niemals einfiel, einen Gedanken auszusprechen, der mit ihrem eigenen im Widerspruch stand.

Diese despotische Erziehung hatte die Folge, daß die Kinder wol Furcht, aber niemals Liebe für ihre Mutter fühlten, daß sie verschlossen wurden und sich verstellten. So waren sie während ihrer Kindheit.

Albert wuchs vom Knaben zum Jüngling heran, und das drückende Joch, welches die Herrschaft der Mutter seiner Seele auflegte, ward dem freien jugendfrischen Geiste so unerträglich, daß er oft sich dagegen zu empören suchte, und zum Entsetzen seiner Mutter Beweise von selbständigem Handeln gab, indem er sich hartnäckig weigerte, sich ihrem Urtheilsspruch zu unterwerfen.

Bei dem Jüngling waren dies alles gleichwol blos ohnmächtige Versuche, eine Fessel zu sprengen, in welche die Nothwendigkeit und die kindliche Ehrfurcht ihn geschlagen.

Der erste und ernste Kampf, der zwischen Mutter und Sohn sich entspann, betraf die Frage, welchen Lebensberuf letzterer wählen sollte.

Die Professorin, die in allen ihren Handlungen von Dünkel und Hochmuth geleitet ward, hatte ihren Sohn für die militärische Laufbahn bestimmt. Als Albert sein Studentenexamen gemacht, verkündete sie ihm ihren Entschluß in dieser Beziehung, war aber nahe daran in Ohnmacht zu fallen, als der Sohn ihr ganz bestimmt erklärte, er habe durchaus nicht die Absicht, Soldat zu werden, sondern gedenke seine Studien fortzusetzen.

„Ich aber gedenke in diesem Fall deinen Wunsch nicht zu erfüllen", entgegnete die Mutter in strengem

scharfem Tone. „Ich gebe dir keine Unterstützung zur Fortsetzung deiner Studien, und da wirst du wol einsehen, daß die Ausführung deines Plans unmöglich ist.“

„Nein, denn ich kann ebenso gut studiren wie tausend andere arme Jünglinge. Ich suche mir eine Anstellung als Hauslehrer, und kann dann mit dem Ertrag der Unterrichtsstunden, die ich noch außerdem zu geben beabsichtige, meinen Unterhalt während meiner Universitätsjahre bestreiten“, antwortete der Sohn mit ebenso unerschütterlicher Festigkeit wie die Mutter.

Die Professorin mußte zu ihrem Riechfläschchen greifen, um über diese unerhörte Dreistigkeit ihres Sohnes nicht in Ohnmacht zu fallen. Sie raffte jedoch schnell ihren Muth zusammen, und suchte den Willen des Sohnes unter den ihrigen zu beugen, stieß dabei aber auf so hartnäckigen Widerstand, daß alle ihre Bemühungen scheiterten, denn Albert ging auch nicht um ein Haar breit von seinem gefaßten Entschluß ab. Die Mutter gab ihm inzwischen acht Tage Bedenkzeit.

Schon am nächstfolgenden Tage verließ Albert das väterliche Haus, und ließ sich auf den Wogen des Mälar gen Upsala tragen. Von hier schrieb er an die Professorin, daß er durch den Verkauf seiner goldenen Uhr und Kette so viel Geld zu erlangen hoffte, als er brauchte, um die Mittel zu seinem Lebensunterhalt in der gelehrten Stadt bestreiten zu können, bis er einige Schüler bekommen hätte.

Nun entstand in dem Herzen der Professorin ein schwerer Kampf zwischen ihrer Eitelkeit und ihrer Herrschsucht. Die erstere empörte sich dagegen, daß ihr Sohn, der Sohn des reichen Professors von Krug, sich auf diese Weise die Mittel zu seinen akademischen Studien verschaffen sollte. Was mußte die Welt dazu sagen? Was mußte man von ihr denken, da alle Leute wußten, wie reich ihr Mann war, und daß sie eigentlich die Person war, durch deren Hände alles ging?

Nein, das durfte unter keiner Bedingung geschehen; ihrem Kinde aber nachgeben zu müssen, sich in seinen Willen fügen zu sollen, dies war fürwahr sehr hart. Sie fühlte, daß dies eine der bittersten Stunden in ihrem Leben war.

Endlich, nach einem heftigen Kampfe, mußte die Herrschsüchtige nachgeben, und sie schickte ihrem Sohne Geld, aber ohne etwas Weiteres beizufügen als folgende Worte:

„Ich rathe dir, mir nicht noch einmal zu trotzen, denn dann würde ich dir auch dieses unehrerbietige schmachvolle Benehmen entgelten lassen.

Sophie von Krug."

Nach diesem Ereigniß waren acht Jahre vergangen, Albert hatte mit Auszeichnung sein Hofgerichtsexamen gemacht, und war zur Zeit unserer Geschichte siebenundzwanzig Jahre alt mit dem Titel eines Vicedistrictsrichters.

Die Schwester Albertine, ein schönes stattliches Mädchen, hatte niemals durch irgendetwas verrathen, daß sie einen eigenen Willen besaß, sondern schien eine gehorsame Sklavin unter der Herrschergewalt ihrer Mutter zu sein.

Betrachtete man Albertinens schöne Züge und die kühnen Umrisse derselben, so hatte man Mühe, an diese der Mutter stets bewiesene Unterwürfigkeit zu glauben. Die stolzen funkelnden Augen, der kleine trotzige Mund, die hohe, freie Stirn, die sichere Haltung — alles an dem neunzehnjährigen Mädchen deutete auf eine selbständige und starke Seele hin, welche nicht geschaffen war, irgendeine Fessel zu tragen, oder sich unter jemandes Willen zu beugen. Wenn man in die tiefblauen, beinahe schwarzen Augen hineinblickte, las man darin aber auch einen Ausdruck von warmem Gefühl, von ungewöhnlichem Verstand und von einem zärtlichen Herzen.

Der Professor und seine Familie bewohnten allein beide Etagen des kleinen Hauses in der Norrtullsgata, eine Wohnung, welche der Professorin im höchsten Grade misfiel. Vergebens aber hatte sie durch Machtsprüche

und einmal auch durch Zorn ihren Gatten zu bewegen gesucht, diese Wohnung gegen eine Etage in ihrem Hause auf der schönen Drottningsgata oder Königinstraße zu vertauschen.

Der Professor, der mit Entsetzen daran dachte, daß seine geliebten Philosophen von dem Platze, den sie solange innegehabt, vertrieben werden sollten, hatte ein für allemal bestimmt erklärt, daß wenn sie nur einen Stuhl forttrüge oder den geringsten Versuch machte, die Wohnung auszuräumen, er ihr von dem Tage an nie wieder Vollmacht zum Gelderheben geben würde; und deshalb mußte sie gegen ihren Willen sich bequemen, in dieser durchaus nicht aristokratischen Straße wohnen zu bleiben.

Die Professorin von Krug hatte inzwischen während der dreißig Jahre, die sie in dieser Wohnung herrschte, darin so viele Verschönerungen und Verbesserungen vorgenommen, und alles so bequem und elegant einrichten lassen, daß man nicht ohne Grund ihr Haus ein kleines Paradies nannte.

Ob auch unser junger Vicedistrictsrichter Albert, der sich dem ausdrücklichen Willen seiner Mutter gemäß bequemen mußte, bei den Aeltern zu wohnen, stets fand, daß dieses Haus einige Aehnlichkeit mit einem Paradies besaß, lassen wir dahingestellt sein, und glauben auch der Wahrheit nicht zu nahe zu treten, wenn wir behaupten, daß Albertine meinte, dieser Name sei eine schneidende Parodie auf das wirkliche Sachverhältniß.

Zweites Kapitel.

An einem schönen hellen Nachmittag zu Anfang des Monats Juni saßen Frau von Krug und ihre Tochter in einem kleinen allerliebsten Cabinet beisammen.

Albertine hatte ihren Platz am Fenster, und stickte eifrig an einem großen Tuch.

Mama thronte auf einem kleinen Sofa mit einem Strickstrumpf in der Hand.

Es war jetzt die Stunde der Arbeit. Die Professorin hatte jeder Stunde des Tags eine bestimmte Beschäftigung zugetheilt. Man aß auf einen gegebenen Glockenschlag, nähete, musicirte, promenirte, las und conversirte — alles nach dem Glockenschlag.

Jetzt war, wie eben gesagt worden, die Stunde der Handarbeit, und wenn es jetzt Frau von Krug einfiel, ihre Tochter anzureden, so hatte diese das Recht zu antworten, obschon jetzt nicht die eigentliche Conversationsstunde war.

„Ich glaube, unser neuer Gärtner spielt ein wenig zu sehr den Herrn", sagte Frau von Krug und richtete ihre stahlgrauen Augen auf die Tochter.

„Glaubst du, Mama?"

„Ja. Die Gerechtigkeit muß ich ihm jedoch wider-

fahren lassen, zu sagen, daß er in seiner Sache ganz geschickt ist, und da muß ich wol diese Herrenmanieren übersehen, die gleichwol bei einem solchen Manne durchaus nicht am Platze sind."

„Aber, Mama, du wünschtest ja einen Gärtner zu haben, der einige Bildung besäße."

„Kenntnisse war das Wort, dessen ich mich bediente, und nicht Bildung. Das merke! Bildung bei einem Bauerknecht! Ich muß gestehen, daß du dich ein wenig eigenthümlich, um nicht zu sagen übel, ausdrückst, und wenn du dich in der Bedeutung des Wortes irrst, so geschieht dies doch von mir niemals."

„Verzeihe mir, liebe Mama, ich hatte mich in der That geirrt", stammelte die Tochter.

Hierauf folgte eine ziemlich lange Pause, während welcher Frau von Krug auf die vor ihr stehende Uhr sah.

„Hast du auch bemerkt, daß er einen Sohn hat, dieser Herr Gärtner?" hob Frau von Krug wieder an.

„Nein, das habe ich nicht bemerkt."

Bei dieser Antwort aber erglühten Albertinens Wangen dunkelpurpurn, ohne daß jedoch die Frau Mama darauf achtete.

„Das ist auch ganz natürlich; wie solltest du solche Leute bemerken, oder Kenntniß von ihren Familienverhältnissen haben. Ganz anders ist es mit mir. Ich bin gezwungen, eine jede der Personen, die in meinen Dienst treten, genau zu kennen, damit sich nicht etwa eine nicht im besten Rufe stehende bei uns einschleiche."

Die Professorin drückte mit einer Bewegung von unbeschreiblicher Würde das Tuch an die Nase.

„Inzwischen ist es wirklich rührend", hob sie wieder an, „zu sehen, wie die Kinder solcher Leute studiren, und sich mit aller Gewalt eine Stellung in der Gesellschaft erzwingen, eine Stellung, die ebenso gut ist wie die, deren Besitz uns, als von guter Familie abstammend, zukommt. Dieser Gärtnerssohn soll Arzt sein."

„Aber es ist ja ganz achtungswerth, wenn der Mensch sich durch seine Kenntnisse zu adeln sucht.“

„Was sagen Sie, mein Fräulein?“ rief Frau von Krug, und schleuderte ihrer Tochter einen Blick zu, der spitz und scharf war wie ein Dolch. „Ich glaube, du sprachst da eine große Dummheit aus, und ich verbitte mir dergleichen Denkweisen und Aeußerungen. Dieselben schicken sich nicht für ein Mädchen von Familie, und verrathen einen grenzenlosen Mangel an Ehrerbietung gegen die Aeltern, welche dir das Leben gegeben und dir eine solche Stellung in der Gesellschaft geschenkt haben.“

Jetzt schlug es eins. Die Professorin wickelte ihre Strickerei zusammen, Albertine aber fuhr fort zu sticken.

„Nun, hast du nicht die Uhr schlagen hören?“ fragte die Mutter.

„Ich will nur noch ein paar Maschen sticken, denn sonst komme ich aus der Berechnung, und mache mir neue Mühe, wenn ich wieder anfangen will.“

„Das geschieht nicht! Leg' sogleich die Arbeit hin!“

Seufzend wickelte Albertine ihre Stickerei zusammen.

Ein Diener ward an der Thür sichtbar und sagte:

„Der Wagen ist vorgefahren, gnädige Frau!“

„Es ist gut“, antwortete die Herrscherin des Hauses.

Der Diener zog sich zurück, und Frau von Krug sagte zu ihrer Tochter gewendet:

„Du kannst heute eine Stunde im Garten spazieren gehen. Ich werde einige Besuche machen. Geh' jetzt hinauf in dein Zimmer und setze deinen Hut auf. Um 2 Uhr ist die Stunde für Deine Klavierübungen. Leb' wohl!“

Frau von Krug neigte majestätisch das Haupt und ging mit steifer Haltung aus dem Zimmer hinaus und in ihr Schlafzimmer hinauf.

Als die Thür sich hinter der Mutter schloß, seufzte Albertine wie aus erleichtertem Herzen auf, und eilte mit schnellen Schritten hinauf in ihr Zimmer, nachdem sie

erst die Thür des Zimmers ihrer Mutter sich wieder hatte schließen hören.

In jedem Winkel von Albertinens mit strenger Symmetrie geordnetem Zimmer fand man Spuren von den Geschmacksrichtungen der Mutter, aber nichts, was die anmuthige Wohnung eines jungen Mädchens verrieth. Alle jene reizenden Annehmlichkeiten, welche die Wohnungen neunzehnjähriger junger Damen zu kennzeichnen pflegen, waren aus dem Zimmer Albertinens verbannt. Keine Blumen schmückten dasselbe, kein Vogel sang hier sein fröhliches Lied, kein Bücherschränkchen verrieth, daß die Besitzerin sich oft mit den ausgezeichneten Schriftstellern ihres oder anderer Länder beschäftigte. Im Gegentheil, theuere massive Möbel, schnurgerad an den Wänden umher aufgestellt, schwere Damastgardinen und eine mit Silbergeräth überhäufte Toilette machten das ganze Meublement aus. Auf dem Ganzen ruhete etwas Kaltes und Steifes, was alle Behaglichkeit hinwegbannte.

Albertine warf sich auf das Sofa, schleuderte die beiden Kissen weit von sich, schob das Fußbänkchen von sich und drückte dann die Hände gegen die Brust, während sie bei sich selbst flüsterte:

„O mein Gott, dieses Sklavenleben!“

Darauf sprang sie auf, schob die Sessel von ihren bestimmten Plätzen, warf die Kostbarkeiten der Toilette durcheinander, und rief dadurch eine vollständige Unordnung in dem Zimmer hervor.

In demselben Augenblick, wo sie so ihren aufrührerischen Gefühlen Luft machte, indem sie alles, was es in dem Zimmer gab, von den von ihrer Mutter bestimmten Plätzen entfernte, hörte man einen Wagen rollen und sie sah ihre Mutter fortfahren.

Zugleich öffnete sich auch die Thür, und ein junges Mädchen von Albertinens Alter, mit einem italienischen Strohhut auf dem Kopfe und einer Sommermantille auf dem Arme, trat in das Zimmer.

„Nun ist die Frau Mama über alle Berge, und wir können ein wenig freier athmen. Hier haben wir Mantel und Hut mit dem gnädigen Befehl, uns sofort hinunter in den Garten zu verfügen und zu promeniren."

Das Mädchen nickte Albertinen schalkhaft zu.

„Gott weiß, wo du die frohe Laune hernimmst, Minna! Wenigstens hast du es hier nicht sonderlich amusant", sagte Albertine und setzte mit sichtbarer Hast den Hut auf.

„Meine frohe Laune habe ich von meinen neunzehn Jahren, welche die gnädige Frau mir nicht nehmen kann, und von meiner Anhänglichkeit an meine Milchschwester. Geh' nun. Dort unten an der Orangerie steht jemand, der mit Unruhe die große Allee hinaufspähet."

Albertine erröthete, nickte Minna freundlich zu und verließ leicht wie ein Vogel das Zimmer.

Als Mamsell Minna allein war, ergriff sie einen Stuhl und begann mit demselben im Zimmer herumzuwalzen, während sie lachte wie närrisch und in ihrem Herzen dachte:

„Ach, wie herrlich ist es doch, der gnädigen Mama einen Streich spielen zu können. Ich verliere vor Freude ganz gewiß den Verstand, wenn Albertine den Sohn des Gärtners Bergström heirathet. Die gnädige Frau würde wol der Schlag rühren, aber das würde Albertinen nicht hindern, glücklich zu werden. Ich hätte dann vor Freude über den Tod des alten bösen Weibes fast Lust, Trauer um sie anzulegen."

Nachdem sie dies gesagt, schleuderte sie den Stuhl von sich, machte in ihrem Tanze halt und sprang vor den Spiegel, wo sie ihr Haar auf alle mögliche Weise aufband, während sie sang:

„Komm, Hedda, kleide schnell mich an,
Heut' geh' ich auf den Ball" u. s. w.

Drittes Kapitel.

Während Minna sich so in Albertinens Zimmer zu amusiren suchte, war Albertine selbst hinunter in den Garten gegangen. In der großen Allee fing sie an etwas langsamer zu gehen und sah sich scheu ringsum. Am Ende der Allee befand sich die Orangerie, und hier sollte er, Minna's Erklärung zufolge, zu finden sein.

Einen Augenblick blieb Albertine wie unschlüssig stehen, setzte aber gleich darauf ihren Weg nach der Orangerie weiter fort.

An dem grünen Platze vor derselben angelangt, begegnete sie einem jungen Mann. Er nahm seinen leichten Sommerhut ab und sagte halb lächelnd, halb bekümmert:

„Ich fürchtete schon, dich heute nicht zu sehen, und hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben, als ich endlich den Wagen fortrollen hörte.“

Albertine reichte ihm freundlich die Hand.

„Auch ich hegte dieselbe Furcht, besonders da wir dieser frohen Augenblicke nun bald beraubt werden. In einigen Tagen muß ich mit Mama die Hauptstadt verlassen.“

„Wer weiß, Albertine, ob ich dir nicht, wo du auch hinreisen magst, ebenso treu folge, wie ich dir schon ganze drei Jahre gefolgt bin.“

Er hatte ihre Hand in der seinigen behalten und drückte sie an seine Lippen. Beide setzten sich auf eine Bank.

„Aber du weißt nicht, daß wir nach Rönby reisen, und den Sommer dort bei meinem Onkel, dem Major Ovickfelt, zubringen werden.“

„Ja; aber dies hindert nicht, daß ich schon in drei Tagen ebenfalls nach Rönby reise, um die Stelle des dortigen krankgewordenen Arztes zu vertreten. Der Major hat mich schon eingeladen, während des Sommers bei ihm zu wohnen.“

Richard sah Albertinen schalkhaft an und setzte hinzu: „Ist das nicht gut angestellt?“

„O, das wird ja ganz göttlich!“ rief Albertine hocherfreut. „Nun sehe ich, Richard, daß du mich wirklich warm und innig liebst.“

„Von ganzem Herzen, das weißt du; aber wohin wird diese Liebe mich führen? Was wird der Lohn meiner treuen Liebe sein?

„Mein Herz, welches du schon besitzest, meine Hand, die niemals einem andern gehören wird als dir.“

„Albertine, dieses Versprechen gabst du mir, als du noch zu sehr Kind warst, um klar die Hindernisse beurtheilen zu können, die sich einer solchen Verbindung entgegenstellen, und ich liebte dich allzu sehr, um auch nur einen Augenblick lang meine Gefühle durch die Vernunft beherrschen zu lassen. Ich habe dich geliebt, ohne an die Zukunft zu denken, ohne die Kluft sehen zu wollen, welche uns trennt. Jetzt aber —“

„Jetzt liebst du mich wol weniger?“ rief Albertine erbleichend.

„Nein, mein edles hochherziges Mädchen, ich liebe dich mit jedem Tage mehr; aber —“

Er drückte wieder ihre Hand an seine Lippen.

„Aber?“

„Aber seitdem mein Vater vor zwei Monaten in den Dienst deiner Mutter getreten ist, habe ich diese stolze und unbeugsame Frau kennen gelernt, an deren Herz und Liebe du vergebens Berufung erheben wirst. Glaubst du wol, daß etwas anderes als ihr Stolz bei der Frage über die Wahl eines Gatten für dich den Ausschlag geben werde?“

„Ja, das glaube ich“, antwortete Albertine mit Stolz, und richtete kühn ihr schönes Haupt empor; „denn sie soll niemals meine Lippen zu einem Ja zwingen, welches die Einwilligung zu einer Verbindung wäre, von der mein Herz nichts wissen will. Ich werde Nein sagen, und wäre es vor dem Altare, im Fall es so weit kommen sollte. Das verspreche ich dir vor Gott.“

„Dank.“

Wieder ward die kleine Hand mit Küssen bedeckt.

„Ich weiß, Richard, daß man mich für willenlos hält, daß man mich als einen Automaten in der Hand meiner Mutter betrachtet; aber man irrt sich. Ueberall, wo ich, ohne dem Recht zu nahe zu treten, mich in ihren Willen fügen gekonnt, habe ich es gethan, und ich habe oft meinem Gefühl Gewalt angethan und meine aufrührerischen Gedanken in meiner eigenen Brust erstickt, um meine Mutter nicht durch einen zwecklosen Kampf zu reizen, oder in demselben meine eigenen Kräfte zu verschwenden. Wenn es aber heilige, für meine Zukunft theuere Interessen gibt, dann werde ich Kraft zum Kampfe haben. Dieser Kampf wird vielleicht furchtbar; aber Gott, der in mein Herz sieht, weiß, dieses Herz werde niemals gestatten, daß man es verkaufe, weder aus Stolz, noch um irgendwelcher irdischen Vortheile willen. Ich wäre feig und verächtlich, wenn ich aus weichlicher Schwäche in einer so wichtigen Sache,

wie die Wahl eines Gatten, den Willen eines andern Menschen für mich Gesetz werden ließe."

„Aber, meine geliebte Albertine, auch wenn dein Muth und deine Standhaftigkeit dem Willen deiner Mutter in Bezug hierauf zu widerstehen vermöchte, so wird es dir gleichwol niemals gelingen, ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit mir zu erlangen."

„Es ist wahr, daß ich diese Einwilligung nicht dieses Jahr, auch nicht das nächste und auch nicht das Jahr darauf erhalten werde; aber wir sind ja jung, wir können warten, und ich fühle, daß wenn ich diese ihre Einwilligung nicht eher erhalte, es doch dann geschehen wird, wenn du als ausgezeichneter und geschickter Arzt allgemeine Achtung und einen ehrenreichen Namen erworben hast. Ja, und wenn ich auch auf diese Einwilligung mehrere Jahre warten müßte, so will ich doch geduldig und treu ausharren, getröstet durch die Hoffnung, daß ich einmal, wenn auch spät, deine Gattin werde."

„Wird aber die Zeit nicht deine Gedanken wankend machen und während eines langwierigen Kampfes deinen Muth dämpfen?"

„Niemals! Den Richard, den ich mit sechzehn Jahren liebte, werde ich auch noch im Tode lieben. Eine Liebe wie die meinige vermag die Zeit nicht zu vernichten. Nein, sie ist mit meinem Herzen verwachsen. Die Zeit mag meiner Wange Jugend und Schönheit rauben, aus meinem Herzen aber soll sie die Liebe zu meinem Richard niemals verscheuchen!"

„Und darf ich wol dieses Opfer annehmen, darf ich verlangen, daß du aus Liebe zu mir dich namenlosen Schmerzes und Qualen preisgibst, daß die frohen Tage deiner Jugend in eitler Erwartung der Verwirklichung eines Kindestraums von Glück und Seligkeit dahinschwinden? Und endlich, wenn du auch noch einmal das erstrebte Ziel erreichst, meine jetzt so schöne, so üppig-

blühende Rose, ist vielleicht die Fähigkeit, dein Glück zu genießen, auf ewig in dir erloschen!"

Albertine legte ihre Hand auf seinen Arm, und heftete ihre dunkeln Augen mit einem Ausdruck von tiefem Ernste auf ihn, während sie antwortete:

„Solange du mich liebst, gibt es keine Qual, die ich nicht mit Geduld ertrüge, und kein Leiden soll im Stande sein, meine Gefühle zu ertödten oder meine Seligkeit zu mindern, wenn ich einmal das Ziel meiner Hoffnungen erreiche und dem einzigen Manne, den ich jemals geliebt, meine Hand vor dem Altar reiche."

„Und ich wäre diese erhabene Liebe nicht werth, wenn ich jemals aufhören könnte, dich zu lieben", entgegnete Richard, indem er Albertinens Hand auf sein Herz legte und dann hinzusetzte: „Solange dieses Herz schlägt, sollen die Schläge desselben nur dir allein gehören, und wenn das Schicksal uns scheiden sollte, wenn die Verleumdung dich zwingen wollte, mir zu mistrauen, so schwöre mir, niemals dem Zweifel in deiner Seele Raum zu geben, sondern den Glauben an mich deiner Liebe zur Seite stehen und sie gegen die dunkeln Mächte des Argwohns schützen zu lassen. Vor allen Dingen bedenke, daß ich niemals, niemals dich hintergehen werde."

„Das verspreche ich. Der Verlust des Glaubens an dich wäre der Tod meiner Liebe. Ach, Richard, wenn du wüßtest, wie hoch ich dich in meinen Gedanken gestellt, wie blind mein Vertrauen zu dir ist!"

Noch eine Weile setzten die jungen Leute ihren traulichen Zwiesprach fort, bis sie plötzlich durch einen Wagen unterbrochen wurden, der in den Hof hereinfuhr.

„Meine Mutter!" rief Albertine und sprang schnell von der Bank auf.

„Leb' wohl, meine Geliebte", flüsterte Richard und entfernte sich, nachdem er noch einen herzlichen Kuß auf die Hand des Mädchens gedrückt.

Albertine, welche während des Gesprächs die Zeit ganz

vergessen, dachte mit Schrecken daran, daß die Uhr die für ihren Spaziergang bestimmte Stunde vielleicht schon überschritten haben könne.

Am Gitterthore begegnetete sie ihrer Mutter, die mit zornglühenden Wangen und mit der Uhr in der Hand der Tochter entgegenkam.

„Also du promenirst noch, obschon es bereits ein Viertel über zwei ist? Was soll das heißen? Ich glaube, man wagt, meine Befehle zu übertreten und sich Freiheiten herauszunehmen, die ich keineswegs gesonnen bin, zu vertragen. Nun, so antworte doch! Was bedeutet dieser Ungehorsam? Warum sitzest du nicht am Piano? Antworte, oder bist du stumm?"

„Beste Mama, ich wußte nicht, daß es schon so spät ist", erdreistete Albertine sich zu antworten.

„Du wußtest es nicht? Wo ist denn die Uhr?"

„Ich habe sie auf meinem Zimmer gelassen."

„Geh' gleich hinauf und spiele."

Die Professorin machte eine befehlende Geberde, und Albertine eilte in das Haus hinein.

Die würdige Frau folgte ihr nicht in den Salon, sondern lenkte ihre Schritte nach dem obern Stockwerk, wo sich die einzelnen Zimmer befanden.

Als sie an der Thür vorbeiging, welche zu Albertinens Zimmer führte, hörte sie aus demselben eine heitere jugendliche Stimme, welche folgende Worte sang:

„Und Mama hat's auch so gemacht,
Ist's gleich schon lange her."

„Was soll das heißen?" rief Frau Sophie und wendete sich zu einer ältern Mamsell, die ihr mit schmeichelnder demüthiger Miene auf dem Fuße folgte.

Es ist Mamsell Minna, die während Ihrer Abwesenheit sich zu amusiren sucht", antwortete Mamsell Martha mit einem Ausdruck tiefer Misbilligung.

„So? Sie sucht sich zu amusiren?"

Mehr sagte die Professorin nicht; die scharf zusammen-

2*

gekniffenen Lippen aber verriethen, daß sie gesonnen war, Mamsell Minna in ihrer Weise zu amusiren. Sie drehte den Schlüssel in Albertinens Zimmerthür herum, und diese sprang auf.

Da stand nun Minna vor dem Spiegel in Albertinens neuem Hut und schöner Sammtmantille, während sie mit dem Kopfe die kokettesten Bewegungen machte, ihr Bild anlächelte und sang.

Sie hatte nicht gehört, daß die Thür sich öffnete, sondern drehte sich eben herum, um ihr anziehendes Bild von der Seite zu betrachten, sah sich aber bei dieser Schwenkung auf einmal der gnädigen Frau gegenüber.

Minna hielt mitten in ihrer Pirouette inne und verstummte. Sie glich einer Bildsäule, welche den verkörperten Schrecken vorstellt. Die Augen stierten erschrocken die aufgebrachte Herrscherin an, welche in der Thür stand.

Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß Minna allen Grund hatte, erschrocken auszusehen. Erstens ward sie in den Kleidern des jungen Fräuleins überrascht, während sie beschäftigt war, sich zu bespiegeln, und dann — dann, welche furchtbare Unordnung herrschte in dem ganzen Zimmer, wo die Sofakissen auf dem Boden lagen, Sessel und Stühle kreuz und quer umherstanden und alle Toilettengeräthschaften auf das gräßlichste durcheinander geworfen waren!

„Darf ich fragen, was Sie hier treibt? Ich glaube wirklich, es sind die Kleider meiner Tochter, die Sie anhat! Es muß aber wol ein Irrthum sein, denn eine solche Unverschämtheit ist von einer dienenden Person in meinem Hause nicht denkbar.“

Bei diesen Worten übergoß eine hohe Röthe die Wangen des Mädchens, und sie warf der Professorin einen herausfordernden Blick zu, indem sie unerschrocken antwortete:

„Ja, ich habe wirklich Albertinens Hut und Mantille an.“

„Wer hat Ihr erlaubt, meine Tochter schlechtweg Albertine zu nennen?“ kreischte die Professorin, und trat dem jungen Mädchen einen Schritt näher.

„Das ist eine Gewohnheit, die ich von meiner Kindheit an beibehalten habe“, antwortete Minna trotzig, während sie zugleich den Hut und die Mantille abnahm.

In demselben Augenblick aber traf die Hand der gnädigen Frau mit lautem Schalle die Wange des jungen Mädchens, und sie rief:

„Unverschämte, du marschirst mir augenblicklich aus dem Hause!“

„Ich soll wol fortgejagt werden wie ein Hund?“ rief das arme Mädchen mit vor Thränen und Zorn funkelnden Augen.

„Ja, du bist ein undankbares, unartiges, dummdreistes Geschöpf. Ich habe lange genug aus Erbarmen Geduld mit dir gehabt. Nun aber mußt du fort, und zwar augenblicklich!“

Die gnädige Frau drehte sich herum, um das Zimmer zu verlassen; Minna aber sprang ihr nach, ergriff sie bei der Hand, und während ein Thränenstrom ihren Wangen herabrann, bat sie:

„Verzeihen Sie mir! Stoßen Sie mich nicht in die Welt hinaus! Ich habe ja weder Aeltern, noch Heimat, noch Angehörige. Ach, Barmherzigkeit, gnädige Frau! Verzeihen Sie mir mein Benehmen; ich bereue es bitter und ich verspreche Ihnen, es durch Fleiß und Gehorsam wieder gut zu machen. Erlauben Sie nur, daß ich hier bleiben darf, wo ich aufgewachsen bin!“

Minna war beinahe auf die Knie niedergesunken, die Professorin entriß ihr aber ihre Hand, und rief in strengem Tone:

„Du sollst sogleich fort; um dir aber zu zeigen, wie gut ich bin, werde ich an einem angemessenen Orte für dich bezahlen, bis du wieder einen Dienst hast. Ich will nicht, daß man von mir sage, ich hätte jemand auf die

Gasse geworfen; aber aus meinem Hause mußt du schon in einer Stunde. Du kannst bei Martha's Schwester wohnen, bis du wieder ein Unterkommen hast."

Minna barg das Gesicht in den Händen, und brach in heftiges Schluchzen aus.

Die Profeorin that ein paar Schritte nach der Thür, auf der Schwelle aber stand ein junger Mann von kräftigem Aussehen und etwas energisch Unbeugsamen in seinen Zügen.

„Liebe Mutter", sagte der junge Mann, „verzeihe Minna."

„Albert, geh' in dein Zimmer und mische dich nicht in meine Angelegenheiten! Du weißt, daß ich das nicht leide. Mein Haus und meine Leute regiere ich und sonst niemand!"

„Geht, Martha", sagte Albert in kurzem befehlenden Tone zu der alten Mamsell. Dann trat er in Albertinens Zimmer, schloß die Thür hinter sich zu und sagte in ruhigem Tone:

„Noch einmal, Mama, verzeihe Minna; bedenke, daß sie unmöglich unser Haus verlassen kann oder wird."

„Sie wird nicht! Sie kann nicht!" rief die Professorin; „das sollst du gleich sehen!"

Albert beugte sich zu seiner Mutter nieder und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr.

Die Professorin zuckte zusammen, als ob sie jemand mit einer Nadel gestochen hätte, und stierte den Sohn einen Augenblick lang an. Sie faßte sich indessen sofort wieder und sagte in ihrem kurzen scharfen Tone zu Minna:

„Geh' Sie hinunter und bleibe Sie da, bis ich Sie rufen lasse. Schicke Sie Martha herauf."

Gerade und steif ging die Professorin aus dem Zimmer hinaus und in das ihrige.

„Dank!" flüsterte Minna und wollte Albert's Hand an ihre Lippen drücken.

„Du hast keinen Grund mir zu danken, liebe Minna; wenn dir aber wirklich soviel an deinem Platze liegt, so betrage dich weniger widerspenstig, und beweise besonders meiner Mutter mehr Unterwürfigkeit und Ehrerbietung.“

„Ich verspreche es“, stammelte Minna und eilte mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes auf ihrem eben noch so heitern Antlitz die Treppe hinab.

Viertes Kapitel.

Die Professorin von Krug war in dem kleinen Boudoir, welches den Eingang zu ihrem Schlafzimmer bildete, auf das Sofa niedergesunken und murmelte vor sich hin:

„Und ich, ich glaubte dieses Geheimniß begraben zu haben! Ich glaubte, es schliefe mit ihr im Grabe. Wie hat er es erfahren?"

Martha trat ein. Die gnädige Frau heftete ihre scharfen Augen mit einem durchdringenden Ausdruck auf sie und sagte:

„Höre, Martha, du hast also nicht schweigen können; du hast mit meinem Sohne von der Todten gesprochen. Glaubst du das umsonst gethan zu haben? Wenn du glaubst, daß ich dir deine Plauderei verzeihen werde, so irrst du dich."

„Gnädige Frau, so gewiß ich selig zu werden hoffe, so gewiß habe ich niemals den Namen der Todten über meine Lippen gebracht; niemals seit dem Abend, wo Sie mich aufforderten, an ihrem Sarge zu schwören."

„Und gleichwol weiß Albert, wessen Kind Minna ist?"

„Durch mich hat es kein Mensch erfahren, darauf kann ich einen Eid am Altare ablegen. Sie haben mich

von Ihrer Jugend an als Dienerin in Ihrer Nähe gehabt, gnädige Frau, Sie müssen die alte Martha kennen und wissen, daß sie schweigen kann."

„Es ist gut. — Du weißt auch, daß du nur wenn du treu und eifrig bist, auf mich rechnen kannst."

„Ja, das weiß ich", sagte Martha mit scheinheiliger Miene.

„Ich will jetzt wissen, auf welche Weise Albert dies unglückliche Geheimniß erfahren hat. Du sollst mir Aufklärung darüber verschaffen."

„Wie soll ich aber das anfangen?"

„Besinne dich, wer die Leute waren, die in Berührung mit dem Elenden standen, der des Mädchens Vater ist, und suche dich der Namen der sämmtlichen Familienglieder zu erinnern."

„Ich werde mich bemühen. Befehlen Ihre Gnaden sonst noch etwas?"

„Nein; schicke Minna herauf."

Sturzseen von Vorwürfen strömten von den Lippen der so tief beleidigten Dame auf die arme Minna, und erst nachdem sie das junge Mädchen vollkommen gedemüthigt und reuevoll vor sich im Staube kriechen gesehen, that sie, als ob sie sich erweichen ließe, sie im Hause zu behalten.

Beim Mittagstisch saß die Professorin steif und gerade auf ihrem Platze, und die Mahnungen, die ihr Gatte bei seinen Beweisen von Zerstreutheit sich gefallen lassen mußte, wurden in schärferm und strengerm Tone ausgesprochen als gewöhnlich. Die Lippen waren schmäler und zusammengekniffener als sonst. Der Blick, den sie von Zeit zu Zeit auf ihren Sohn richtete, schien in die Tiefen seiner Seele dringen zu wollen.

Das Mahl ging schweigsamer und langweiliger vorüber als gewöhnlich. Albertine hatte eine strenge Zurechtweisung wegen der Unordnung in ihrem Zimmer sowie

deswegen bekommen, daß sie sich eine ganze Viertelstunde über die bestimmte Zeit im Garten vergessen hatte.

Unser junger Vicedistrictsrichter hatte, als er die Frau Mama anzureden gewagt, ebenfalls eine scharfe und verletzende Antwort erhalten.

Endlich waren die vier Gerichte, welche die Professorin jeden Mittag als unumgänglich und als eine nothwendige Bedingung der Aufrechthaltung ihrer Würde betrachtete, verzehrt, und man stand vom Tische auf.

Ein jedes begab sich nach dem Mittagsmahl in sein Zimmer hinauf, um sich hier auf eigene Faust und nach Belieben zu zerstreuen, während die Herrscherin des Hauses ihre gewöhnliche Mittagsruhe hielt. Dann versammelte man sich im Cabinet, um Kaffee zu trinken und eine Stnnde zu conversiren. Nach der Conversation ging Albert gewöhnlich wieder auf sein Zimmer, und Albertine musicirte eine Stunde. Hierauf saßen Mutter und Tochter zwei Stunden bei ihren Handarbeiten, und erwarteten die vielleicht erfolgenden Besuche. Wenn der Thee servirt, kam die Lesestunde und endlich das Souper, worauf eine halbe Stunde Conversation folgte. Dann nahm man gute Nacht und begab sich wieder ein jedes auf sein Zimmer.

So ging es einen Tag nach dem andern, ohne andere Unterbrechung als die, welche durch Einladungen herbeigeführt ward, und endlos lang waren diese Tage für die jungen Leute, besonders für Albertine, welche wie ein Sklave an seine Kette an die Seite der Mutter festgeschmiedet war.

Doch kehren wir jetzt zu dem obenerwähnten Nachmittag zurück.

Die Frau Mama hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen. Albertine saß oben in dem ihrigen, vertieft in die Lectüre eines kürzlich erschienenen Romans, einer eingeschmuggelten Waare, welche Albert der Schwester zu ihrer Zerstreuung verschaffte.

Kaum hatte sie Zeit gehabt, das Buch aufzuschlagen, als leise die Thür geöffnet ward, und ihr Bruder eintrat.

„Mein Gott, Albert, bist du es!“ rief Albertine. „Bedenke, wenn Mama dich hat hereingehen hören, so wird sie wieder bös. Zu dieser Zeit des Tags erlaubt sie uns ja nicht beisammen zu sein. Du mußt doch wissen, daß dies die Stunde der Einsamkeit und der Betrachtungen sein soll.“

Während Albertine dies sagte, war es ihr gleichwol unmöglich, sich eines Lächelns zu enthalten.

„Ich habe die Ehre, dies alles zu wissen, meine liebe Albertine; aber dies hält mich nicht ab, heute das gegebene Gesetz zu übertreten“, sagte Albert und setzte sich lachend auf das Sofa der Schwester; „um so mehr als ich in der Conversationsstunde wahrscheinlich mit Mama eine größere Schlacht liefern werde.“

„Lieber Albert, nur heute nicht. Sie ist schon gereizt und aufgebracht, und wo möglich unnachgiebiger als sonst. Hast du etwas zu sagen, was ihren Ansichten widerstreitet, so warte noch.“

„Nein, liebe Schwester; ich habe heute schon einmal ein kleines Treffen mit ihr gehabt, und es ist am besten, ich lasse meine Mine sogleich springen.“

„Aber was beabsichtigst du denn ihr zu sagen?“ fragte die Schwester mit ängstlicher Miene.

„Nicht sehr viel, blos daß ich auf zwei, drei Monate ins Ausland reise, und daß ich mir nicht länger den Zwang auflegen kann, so weit vom Hofgericht zu wohnen.“

„Dann willst du mich also verlassen?“

„Nein, niemals. Glaube mir, ich nütze dir weit weniger, wenn ich mich stets zum Sklaven der Tyrannei meiner Mutter mache, als wenn ich mich auf selbständigen Fuß stelle, und mich unabhängig von dem Willen mache, dessen drückendes Joch mein männlicher Sinn nicht mehr ertragen kann. Uebrigens, Albertine, müßte ich dich nicht kennen, wenn ich dich für ein schwaches Mädchen

hielte, welches den Beistand anderer braucht, um nicht den Muth zu verlieren. Meine liebe Schwester, dann wäre ja die ganze Erziehung erfolglos gewesen, die ich dir hinter dem Rücken unserer gnädigen Mama gegeben, und welche den Zweck hatte, deine Seelenkräfte zu entwickeln, und dich zu einem starken selbständigen Weibe zu machen, aber nicht zu einem schwachen kleinmüthigen Geschöpf, welches sein ganzes Leben hindurch einer Stütze bedarf. Nein, du bedurftest Festigkeit des Charakters, um dereinst gegen die Launen und die Tyrannei einer harten und unbeugsamen Mutter kämpfen zu können."

„Darin hast du recht gehabt, und ich glaube auch den Kampf allein bestehen zu können, wie hart derselbe auch werden möge. Aber unsere herrlichen Abendstunden, nachdem Mama zur Ruhe gegangen, was soll mir diese ersetzen, wenn du fort bist! Ach, Albert, diese Stunden waren ja die einzige Freude meiner öden Jugend!"

„Albertine, ich will jede Woche ein paar Abende bei dir zubringen. — Laß uns nun über dich sprechen."

„Ach, über mich gibt es nicht viel zu sagen", seufzte Albertine.

„O, nicht so sehr wenig! Fühlst du dich noch treu und beständig in deiner Liebe zu Richard Bergström? — Hast du die feste Ueberzeugung, daß dein Herz ernstlich an ihm hängt?"

Albert hatte seine Schwester bei der Hand ergriffen, und sah ihr forschend in die Augen.

„Ja, so ernst, daß nichts auf Erden mich bewegen könnte, meinem Gelübde untreu zu werden."

„Gut, es gefällt mir, dich so sprechen zu hören. Aber hast du auch alle Schwierigkeiten, die dir bevorstehen, in Betracht gezogen?"

„Ja, alle."

„Gut, du bist wirklich von demselben Blute wie ich; aber bedenke, daß du niemals Mamas Einwilligung

zu dieser Verbindung erhalten wirst, und du bist doch nicht gesonnen, dich ohne diese Erlaubniß mit Richard zu vermählen?"

„Nein, lieber Bruder; aber ich fühle Kraft in mir, um für meine Liebe zu kämpfen."

„Auch ohne Erfolg?"

„Wer weiß, was die Zeit bringt! Ich bin in meinem Willen ebenso stark, und in meinen Vorsätzen ebenso unerschütterlich wie meine Mutter."

„Das bezweifle ich auch nicht; aber während des Kampfes wird die Zeit vergehen, und du wirst alt ebenso wie Richard."

„Aber dennoch, Albert, werden wir vereinigt werden, sollte es auch nicht eher geschehen als an unserm Lebensabend. Ja, ich finde etwas Erhabenes in diesen Vereinigungen, deren erstes Glied im Frühling des Lebens, das letzte aber im Herbst desselben geknüpft wird."

„Du bist ein seltsames Mädchen, daß du mit solcher Ruhe über die Hindernisse sprechen kannst, die sich der Erfüllung deines Lebensglücks in den Weg stellen. — Deine Liebe muß von echt nordischem Schlage sein."

„Ach, du thörichter Albert, daß du so sprechen kannst! Könntest du die Tiefe meiner Liebe, ihre Stärke und Wärme ermessen, wie ganz anders würdest du dann urtheilen!"

„Und dennoch dieses fügsame Warten, diese lange Geduld?"

„Fügsames Warten, ruhige Geduld habe ich nicht versprochen, aber auch keinen fruchtlosen Kampf. Nein, wenn der Augenblick da ist, um die Maske abzuwerfen, dann habe ich das Recht dazu; denn ich habe mir durch die Ruhe, durch die Geduld, womit ich den Druck ertrage, das Recht erkauft, mir selbst einen Gatten zu wählen. Wenn ich auch zwanzig Jahre warten müßte, so werde ich gleichwol nie eines andern Weib als Richard's."

„Du sprichst wie mein Schüler. Du machst mir Ehre, Kind! Gebe Gott, daß du nicht einmal durch

einen gewalsamen Druck auf die Fibern des Herzens gezwungen wirst, die Grenzen zu überschreiten, welche du jetzt selbst gezogen. Ich würde niemals warten können."

„Du würdest also, ohne dir erst die Aufgabe zu stellen, Mama zu besiegen, gegen ihren Willen dich der Gattin vermählen, welche dein Herz erkoren?"

„Ja" antwortete Albert und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Aber noch einmal, sprich nicht von mir! Kennst du den Grund, weshalb Mama sich heuer selbst bei ihrem Bruder eingeladen?"

„Nein; ich habe mich selbst schon über diesen ihren Entschluß gewundert, da sie doch seit der Vermählung unsers Onkels, das heißt seit sechsundzwanzig Jahren, ihm mit keinem Schritt über die Schwelle gekommen sein soll."

„Weil er so gemein war, die Tochter eines Hülfsgeistlichen zu heirathen."

„Allerdings", scherzte Albertine, „war Mamsell Pehrsson die Enkelin des Bauers Pehr Mattsson und der Onkel dagegen ein Qvickfelt, dessen Stammbaum sogar einen gräflichen Zweig besitzt."

„Ei, ei, Schwester Albertine! Der Name Bergström ist auch ein sehr plebejischer, und der Stammbaum nicht viel besser als der unserer Tante, denn der Vater deines Auserkorenen ist — Gärtner."

Albertine begann herzlich zu lachen, und Richard fuhr fort:

„Unglückselige Sympathien für das Volk und dessen Kinder, und noch dazu bei uns, die wir eine so ultra-aristokratische Erziehung erhalten haben!"

„In allen despotischen Staaten erwacht der Geist des Aufruhrs früher oder später. Der Druck ist ein durchaus unrichtiger Weg, wenn man durch denselben die Unterdrückten von der Richtigkeit der Ansichten überzeugen will, die man ihnen mit Gewalt beizubringen sucht."

„Und es würde mich durchaus nicht wundern, wenn

ich eines schönen Tags die alte Martha heirathete, blos um meine liberalen Ansichten an den Tag zu legen, die ganz gewiß in geradem Widerspruch mit denen stehen, die ich von Kindesbeinen an habe predigen hören."

„Aber immer noch habe ich nicht erfahren, weshalb wir jetzt, nach so vielen Jahren, uns mit Tante Malin's niedriger Herkunft aussöhnen sollen."

„Deshalb, liebe Schwester, weil das Fideicommiß des Barons Silfverkrona an das unsers Onkels grenzt. Hierzu kommt, daß der Baron ein täglicher Gast auf Rönby ist; denn er ist mit den Kindern unsers Onkels herangewachsen, und hält auf unsere Tante sehr viel. Alles dies hat er vorigen Winter während seines Verweilens hier unserer Mama mitgetheilt."

„Nun, und?" entgegnete Albertine, indem sie ihren Bruder fragend ansah.

„Aber, liebe Schwester, ich glaube, du bist ein wenig kurzsichtiger als es erlaubt ist! Der Baron ist noch unverheirathet, das weißt du ja."

„Mehr als zu gut", antwortete Albertine erröthend.

„Es hat dem Herrn Baron beliebt, Fräulein von Krug mehr Aufmerksamkeit zu erweisen als irgendeinem andern Mädchen in der Gesellschaft, wo er sie getroffen. Unsere Mama möchte nun gern ihre Fräulein Tochter mit einem Baron vermählt sehen, besonders da der genannte Baron ungeheuer reich ist, ein stattliches Aeußere hat und mit den Grafen Stormhjelm und mehreren andern Zweigen des hohen Adels nahe verwandt ist, welches letztere in Mamas Augen wahrscheinlich sein größtes Verdienst ausmacht."

„Das ist wol möglich; ich theile aber ihre Ansicht in dieser Beziehung nicht."

„Das hat auch durchaus nichts zu bedeuten. Man reist mit oder ohne seinen Willen nach Rönby, unterdrückt seinen Unwillen über die plejebische Schwägerin und hofft, die Tochter mit dem reichen Baron verlobt

heimzuführen. Man muß diese Reise unbedingt machen, weil der Baron nächsten Winter die Hauptstadt nicht wieder mit seiner Gegenwart zu beehren, sondern auf dem Lande zu bleiben gedenkt; sodaß alle Aussichten, ihn zum Schwiegersohn zu bekommen, sich in Rauch aufgelöst hätten, wenn man sich nicht bequemt hätte, seine Vorurtheile gegen Tante Malin zu opfern."

„Aber alles dies sind ja nur Illusionen, die sich niemals verwirklichen werden. Und wie entsetzlich langweilig wird es dort sein, — welche Umgebung —, welche —"

In diesem Augenblick ward die Thür aufgerissen, und die steife, drohende Gestalt der Professorin ward sichtbar. Sie schritt herein bis in die Mitte des Zimmers, und sagte in ihrem kurzen, schneidenden Tone:

„Wie es scheint, will man heute meine Langmuth in aller nur erdenklichen Weise auf die Probe stellen, indem man alle meine Befehle mit Füßen tritt. Bin ich nicht mehr Herr in meinem eigenen Hause? Wollen meine Kinder offen meinem Willen Trotz bieten? Wie kommt es, daß du zu dieser Stunde hier bist?" fragte sie, sich zu ihrem Sohne wendend.

„Ich wünschte einen Augenblick mit meiner Schwester zu sprechen."

„Aber du weißt doch, ich dulde es nicht, daß man die von mir festgestellte Ordnung übertrete, und was du deiner Schwester zu sagen hattest, wird nicht so dringend gewesen sein, daß du damit nicht hättest warten können bis zur Conversationsstunde."

„Ach, beste Mama, da können wir nicht so ungenirt über alles schwatzen, was uns einfällt!"

„Gerade dieses ungenirte Geschwätz ist überflüssig, ja sogar nicht an seinem Platz, denn es gibt Anlaß zu eigenmächtigen Betrachtungen, die in meinen Augen unpassend sind; und von heimlichen Unterredungen in meinem Hause will ich nichts wissen, verstehst du mich?"

Der Vicedistrictsrichter verneigte sich schweigend, aber über seine stolze Stirn breitete sich eine leichte Röthe.

„Verlaß jetzt das Zimmer deiner Schwester."

„Sogleich! Ich wünschte mir blos eine Unterredung unter vier Augen mit dir, Mama, auszubitten."

„Während Albertine musicirt, hast du Gelegenheit, mit mir zu sprechen. — Was ist das?" setzte die Professorin die Stirn runzelnd hinzu, als ihre Augen auf das Buch fielen, in welchem Albertine gelesen, als ihr Bruder bei ihr eintrat.

„Es ist ein Roman von Walter Scott, Mama. Ich habe ihn Albertinen zu lesen gegeben, damit sie sich nur etwas aneigne, das wie Bildung aussieht", antwortete Albert.

Die kleinen grauen Augen der Professorin wurden größer, und sie warf den Kopf zurück, um den Dreisten, welcher gewagt, diesen unerhörten Zusatz auszusprechen, recht fest betrachten und mit ihrem Blick zermalmen zu können.

„Du befassest dich also mit der Ausbildung deiner Schwester?"

„Ein wenig — wenigstens was die Hauptelemente der literarischen Bildung betrifft, die bei Albertine im höchsten Grade vernachlässigt ist. Wir leben in einer Zeit, Mama, wo man von einer Frau etwas mehr verlangt, als daß sie sticken, zeichnen, Klavier spielen und sich in Gesellschaft nach den Regeln der Convenienz benehmen könne. Man verlangt, daß sie ein denkendes Wesen sei, welches Kenntniß von dem besitzt, was in der Welt geschehen ist und geschieht."

„Bist du fertig?"

„O, über diesen Punkt gäbe es noch ungeheuer viel zu sagen, für den Augenblick aber habe ich nichts weiter hinzuzusetzen."

„Du glaubst wirklich besser beurtheilen zu können als ich, was zur Erziehung deiner Schwester gehört. Du

traust mir also nicht Umsicht genug zu, um zu wissen, was sie lernen soll und was nicht. Du findest, daß der Verstand deiner Mutter nicht klar genug ist, um ohne deine Anleitung ihre Tochter bilden zu können, da du mit Ansichten auftrittst, die denen, welche ich billige, geradezu entgegengesetzt sind, und auf diese Weise etwas vertheidigst, was ich verwerfe! Ich missbillige alle Romanlectüre, weil ich sie für schädlich, für verderblich und mit den Forderungen der Sittlichkeit für unvereinbar halte. Ich selbst habe niemals einen Roman gelesen, und ich hoffe, daß du mir nicht den wahren Menschenwerth absprechen wirst, den alle andern in mir anerkennen."

Die Professorin ergriff das Buch, reichte es dem Sohne und sagte:

„Nimm eine Lectüre zurück, welche du deiner Schwester gegen meinen Willen verschafft, und mische dich nicht allzu sehr in das, was ich allein zu besorgen wünsche; denn dies könnte dir möglicherweise weniger gut bekommen. Was dich betrifft, Albertine, so wirst du zur Strafe diesen Abend auf deinem Zimmer bleiben. Du hast heute meine Anordnungen dreifach übertreten, und man ist niemals zu alt, um für Ungehorsam gegen seine Mutter gestraft zu werden."

Die Professorin verließ das Zimmer zugleich mit Albert, der ihr in düsterer Stimmung folgte.

Fünftes Kapitel.

Mutter und Sohn tranken den Kaffee allein miteinander, denn der Professor war, wie wir schon erwähnt haben, innerhalb seines Familienkreises nur beim Mittagsmahle sichtbar.

Mit umwölkter Stirn saß die Professorin auf dem Sofa und schlürfte ihren Kaffee. Albert leerte schweigend seine Tasse.

Nachdem der Diener sich mit dem Kaffeebret entfernt und die gnädige Frau befohlen hatte, daß dem Fräulein der Kaffee in ihr Zimmer hinaufgetragen werde, blickte sie erst auf ihre Uhr und sagte dann zu ihrem Sohn:

„Was du mir zu sagen hast, können wir jetzt ebenso gut verhandeln als irgendein anderes Thema, da wir doch diese Stunde unter vier Augen zubringen müssen.“

„Wie du befiehlst, Mama“, antwortete Albert, und lehnte sich in seinem Sessel zurück. „Die Mittheilung, die ich dir machen wollte, betrifft blos mich. Ich wünschte dir zwei Entschlüsse anzuvertrauen, die ich gefaßt habe.“

„Ah so — du fassest also erst deine Entschlüsse, und theilst sie mir dann mit, ohne zu wissen, ob ich dieselben billige, oder auch nur gesonnen bin, meine Zustimmung dazu zu geben?“

„Insoweit sie mich persönlich betreffen, glaube ich, daß ich mit achtundzwanzig Jahren das Alter erreicht habe, wo ich ein wenig über meine Handlungen bestimmen kann. Als Mann brauche ich wol nicht wie ein unmündiger Knabe erst zu gehen und zu allem, was ich vornehme, um Erlaubniß zu bitten. Das siehst du, Mama, mit deinem klaren Verstand vollkommen wol ein.“

„Mein klarer Verstand sagt mir, daß man, so lange die Aeltern leben, ihnen Gehorsam schuldig ist.“

„Ja, in allen Dingen, wo man ihnen durch seinen Ungehorsam Mangel an Achtung beweisen würde; wenn aber die Aeltern ihre Ansprüche auf Gehorsam so weit treiben, daß sie sich aus Laune dem widersetzen, was ihren mündigen Kindern nützlich ist, dann, Mama, glaube ich, daß man in meinem Alter wirklich das Recht hat, sich ein wenig in seine eigenen Angelegenheiten zu mischen.“

„So! Du willst damit andeuten, daß ich nach Laune handle?“

„In der That, mein Herr Sohn, du bist der erste, welcher so etwas denkt und mir zu sagen wagt — mir, der man allgemein das Zeugniß gibt, daß ich nur den Verstand und die Klugheit in all meinem Thun und Lassen herrschen lasse. Es ist aber nicht das erste mal, daß du mit empörender Dreistigkeit gegen deine Mutter auftrittst. Gleichwol hätte ich ein anderes Resultat von der ernsten und regelmäßigen, von aller Schwäche freien Erziehung erwartet, die ich dir gegeben. Soll ich, die ich dich mit unbestechlicher Strenge geleitet, mich behandelt sehen, als ob ich eine unverständige und schwache Mutter gewesen wäre?“

„Mama“, sagte der Vicedistrictsrichter und erhob sich rasch, „erlaube einen Augenblick, daß dein Sohn ausspreche, was er aus Liebe zu dir und zu Albertinen vorstellig machen will, indem er deine Aufmerksamkeit auf die Fehler lenkt, welche du dadurch begangen, daß du deine Kinder mit unbeweglicher Strenge erzogen hast.“

„Kein Wort weiter über diesen Gegenstand!“ rief die Professorin und erhob sich. „Ich bin nicht die Frau, welche geduldig still sitzt, und sich von einem undankbaren, unverschämten Kind den Text lesen läßt. Wenn du mir weiter nichts zu sagen hast, so ist dort die Thür! Glaube nicht, daß du mir imponiren kannst! Ich kenne meinen eigenen Werth viel zu gut, um nicht zu finden, daß es dir eigentlich zukäme, mir zu Füßen zu fallen und um Verzeihung zu bitten, daß du schon bei der Wahl deines Berufs meinem Willen zu trotzen gewagt hast. Ich habe das noch nicht vergessen, und werde es nie vergessen. — Was ist es denn, das du mir mitzutheilen beabsichtigst? Sag' es schnell, und laß alles weg, was nicht zur Sache gehört. Verschone mich mit allen deinen Bemerkungen; denn ich sage dir fest und bestimmt: ich mag sie nicht hören.“

„Warum aber willst du mit dieser Strenge fortwährend alles Vertrauen verbannen?“ rief Albert.

„Hast du nicht verstanden, was ich soeben sagte, als ich dir befahl, nur von dem zu sprechen, was dich persönlich angeht, und von nichts anderm? Jetzt befehle ich dir nun geradezu, zu schweigen, wenn du weiter nichts vorzubringen hast als pathetische Bemerkungen über meine Strenge.“

„Es geschehe denn, wie du befiehlst, Mama“, antwortete der Vicedistrictsrichter, dessen Gesicht nun ein ebenso kaltes und hartes Gepräge angenommen hatte wie das der Mutter. „Ich habe beschlossen, eine Reise ins Ausland zu machen, und dieselbe schon nächsten Donnerstag anzutreten.“

Die Professorin setzte sich mit zusammengekniffenen Lippen und gerunzelten Augenbrauen wieder auf das Sofa nieder, ohne weiter ein Wort zu sagen.

„Ich werde wahrscheinlich zwei oder drei Monate wegbleiben, ganz genau weiß ich es noch nicht; ich habe mir jedoch zum Herbst eine kleine Wohnung am Ritter=

hausmarkte gemiethet und wünsche, daß mein Diener während dieser Zeit die Sachen und Bücher, die ich hier in meinem Zimmer habe, zugleich mit den neuen, die ich gekauft, einräume, damit ich bei meiner Wiederankunft in Schweden meine Wohnung in Ordnung finde. Ich kann unmöglich hier so weit vom Hofgericht wohnen bleiben."

„Du ziehst also ganz einfach von deinen Aeltern fort, miethest dir eine Wohnung, kaufst dir Möbeln u. dgl. — alles, ohne mich erst um Rath zu fragen, ohne zu wissen, ob ich alle diese Maßnahmen und Schritte zu erlauben gedenke."

„Zu erlauben, Mama!" rief Albert und sah seine Mutter mit einem Ausdruck von Unbeugsamkeit in jedem Zuge an — einem Ausdruck, der sich in dem ihrigen treulich widerspiegelte. „Ich glaubte schon zu Anfang unserer Unterredung deutlich genug erklärt zu haben, daß ich jetzt ein Mann und kein Kind mehr bin."

„Mit andern Worten, du glaubst, ich hätte nicht mehr das Recht, mich in deine Handlungen zu mischen; du glaubst, du seiest nicht mehr verbunden, dich meinem Willen zu unterwerfen. Das ist eine etwas dreiste Erklärung, mein Sohn."

„Wie so? Einmal muß man doch das Gängelband abwerfen, und auf eigene Faust zu gehen suchen. Fürwahr, ich finde, daß dies nicht zu zeitig geschieht, wenn ein Mann sich den Dreißigern nähert."

„Ich wünschte aber zu wissen, wer die Kosten für die neue Wohnungseinrichtung, deine Reise ins Ausland und deinen Haushalt bestreiten soll?"

„Ich selbst, liebe Mutter."

„Und womit? Rechne nicht darauf, daß der jährliche Zuschuß, den du jetzt beim Bankier Ekström erhebst, dir auch noch ferner gezahlt werden wird, da du durch dieses widerspenstige Benehmen dir meinen Zorn zugezogen hast. Entziehst du dich meiner Aufsicht und meinem Ein=

fluß, so wirst du dir auch gefallen lassen, daß ich dir diese Unterstützung entziehe."

„Dies steht dir frei, liebe Mutter; denn meine Einkünfte beim Hofgericht sind jetzt so, daß ich in pecuniärer Beziehung vollkommen unabhängig bin — etwas, was ich niemals geworden wäre, wenn es dir geglückt wäre, Mama, mich zum Militär zu machen."

„Und deine Einkünfte reichen auch zu deiner Reise ins Ausland? Oder hast du vielleicht, wie andere verderbte junge Männer, auf das einmal von deinen Aeltern zu hoffende Erbe hin Schulden gemacht? Ich bitte dich aber, rechne auf dieses Erbe nicht allzu sicher, denn du weißt noch nicht, was ich in meinem rechtmäßigen Zorn mich veranlaßt finden kann, zu thun."

Der Sohn richtete stolz sein schönes Haupt empor, und heftete seine dunkeln Augen mit einem fast mehr als ernsten Ausdruck auf die Mutter, indem er sagte:

„Albert von Krug braucht nicht zu borgen, so lange sein Vater lebt; und auch wenn er keinen Vater hätte, und ein junger Mann ohne alles Vermögen wäre, so wäre er doch zu stolz, um auf Credit zu leben. Nein, dann würde er zu Hause bleiben, bis es ihm durch Arbeit und Fleiß gelungen wäre, eine Summe zu sparen, die groß genug ist, um damit eine Reise ins Ausland zu machen. Jetzt aber habe ich mich nicht allzu sehr anzustrengen gebraucht, denn ich habe von meinem Vater zu diesem Zwecke eine Anweisung auf zweitausend Reichsthaler Banco erhalten."

„Von deinem Vater!" kreischte die Professorin mehr als sie ausrief, und sprang auf. „Von deinem Vater! Hat dein Vater dir ohne mich eine Anweisung geben können? Hast du ohne meine Erlaubniß, ohne erst mit mir zu sprechen, gewagt, dich an ihn zu wenden? — An ihn, der gar nicht als richtig bei Verstande betrachtet werden kann! Verstehst du den ganzen Schimpf, den du mir dadurch zugefügt! Ich erkläre, daß du nicht

das Recht hast, dieses Geld zu erheben, daß die Anweisung ungültig ist, weil ein von dir beschwatzter Blödsinniger sie ausgestellt hat."

„Halt ein, Mutter! Die Anweisung ist ebenso gesetzlich wie die, auf welche du Geld erhebst, und mein Vater steht mir wol ebenso nahe als meine Mutter, sollte ich glauben. Daß ich mich in einem solchen Falle damit an ihn wende, ist weit natürlicher, als wenn ich mich an dich wenden wollte, Mama. Ein Blödsinniger, sagst du? Ein solches Wort sollte nicht zu dem Sohne von einem Vater gesprochen werden, dessen einziger Fehler in seiner Gelehrsamkeit besteht."

„Geh', ich habe nun genug gehört!" schrie die Professorin, aschgrau vor Wuth.

„Mutter!"

„Geh', oder ich lasse dich von meinen Dienstleuten hinausführen. — Noch habe ich zu befehlen!"

Sechstes Kapitel.

Nachdem Albert seine Mutter verlassen, blieb sie lange, den Kopf in die Hand gestützt, sitzen. Sie biß die Lippen immer schärfer und schärfer zusammen, wie um den Zorn zurückzuhalten, der in ihr kochte. Endlich erhob sie sich, und näherte sich der Thür, indem sie murmelte:

„Nun, das ist ja ein herrlicher Anfang! Aber ich werde allen dergleichen directen Berufungen an von Krug vorbeugen, denn diese würden meine Macht vollständig zermalmen, und mich zu einer Nebenperson in meinem eigenen Hause erniedrigen. Bin ich wol geschaffen, eine untergeordnete Rolle zu spielen, mich von Mann oder Kindern hudeln zu lassen? Nein — ich habe den jungen Herrn nicht scharf genug im Zaume gehalten. Möge er nun sich diese meine Nachlässigkeit zu Nutzen machen; ich will ihm zeigen, daß er sich vor seiner Mutter noch einmal in den Staub beugen muß, möge er sich noch so sehr einbilden, Mann zu sein."

Die Professorin war während dieses Monologs die Treppe hinauf und in das äußere Zimmer ihres Mannes gegangen. Es war dies eigentlich eine große Bibliothek, vom Fußboden bis zur Decke mit Bücherschränken besetzt.

Ein kleines Sofa mit Rollfüßen stand mitten auf der Diele, und vor demselben ein kleiner runder Tisch, und um diesen herum ein halbes Dutzend Sessel.

Hier empfing der Professor seine gelehrten Freunde, und in diesem Zimmer hatte der einsame, in seine Forschungen vertiefte Mann seine angenehmsten Augenblicke verlebt, wenn er mit Männern sich unterhielt, die sich für das interessirten, was den Gegenstand aller seiner Gedanken und einsamen Träume ausmachte.

In solchen Augenblicken war er nicht ein blöder zerstreuter Thor, wofür seine Gattin ihn ansah, sondern ein Mann von Geist, von dessen Lippen Beredsamkeit und Gelehrsamkeit flossen. Dann leuchteten die tiefliegenden klarblauen Augen von Intelligenz und Leben, und auf der breiten Stirn thronten Witz und Scharfsinn.

Der Professor war, wie wir dem Leser bereits mitgetheilt haben, eigentlich Astronom, sein Durst nach Kenntnissen aber, seine Leidenschaft für wissenschaftliche Beschäftigung war der Grund, daß seine Wißbegierde sich nicht damit begnügen konnte, sich innerhalb eines einzigen Kreises der Wissenschaft zu bewegen. Deshalb hatte er mit Eifer Logik, Philosophie u. dgl. studirt.

Je mehr er sich in eine Wissenschaft nach der andern vertiefte, desto fremder aber ward ihm die Welt um ihn herum. Er vergaß oft ganz, daß er Familie hatte, und seine Gedanken wendeten sich fast niemals seiner Gattin oder seinen Kindern anders zu, als wenn sie ihn selbst daran erinnerten, und ihn aus der Welt aufrüttelten, in welche seine Seele sich zu versenken liebte.

Hätte der Professor eine Frau gehabt, welche vor seinen Kenntnissen Achtung gehegt, und sich ihm mit Sanftheit und Liebe genähert hätte, so würde er sich ohne Zweifel nicht so vollständig von seiner Umgebung isolirt haben. Sein Herz hätte dann auch die Stimme erheben dürfen, und häusliches Glück hätte sicherlich die Lust

kalter Gelehrsamkeit erwärmt, welche jetzt alle zärtlichern Gefühle in seiner Brust hatte erstarren lassen.

Dieses Glück war aber, wie wir wissen, dem Professor nicht beschieden. Deshalb sah er sich mit einer Gattin beschenkt, welche, abgesehen von ihrem kalten, harten und egoistischen Charakter, keinen Begriff von dem Werthe der Kenntnisse hatte, und selbst viel zu roh und ungebildet war, um einsehen zu können, worin die Ueberlegenheit ihres Mannes eigentlich bestand.

Außerdem gaben auch ihr Hochmuth und ihre Eigenliebe nicht zu, daß irgendein lebendes Wesen geistig reicher begabt sein könne als sie selbst. Sie betrachtete daher ihren Mann als einen Thoren, als einen Narren, dem es an allen gesunden Verstand fehlte, und der deshalb behandelt werden müßte wie ein Kind.

Zu Anfang ihres Ehestandes hatte der Professor sein Zimmer mit seiner Gattin gemeinschaftlich gehabt, und die obere Etage war damals vermiethet gewesen. Dies konnte aber Frau Sophie nicht aushalten. Sie behauptete, unter all diesem „Plunder" ersticken zu müssen, und ließ in den Zimmern ihres Mannes auf so unbarmherzige Weise fegen, aufräumen und abstäuben, daß der arme Mann fast in Verzweiflung gerieth. Hierzu kam, daß er niemals Ruhe hatte, sondern daß seine Frau auf eben nicht sehr zarte Weise ihn alles wissen ließ, was ihr misfiel, und der friedliebende Mann ergriff daher mit wirklicher Freude den Vorschlag, ein paar große Zimmer in der obern Etage zu beziehen.

Nachdem er sich hier eingerichtet, stellte er die Bedingung, daß kein Dienstbote außer seinem alten Diener Hans einen Fuß über die Schwelle setzen, und daß seine Frau sich niemals mit dem Aufräumen und Ordnen seiner Wohnung befassen solle.

Dies ward bewilligt, denn die gnädige Frau hatte nun die übrigen zwölf Zimmer des Hauses zu ihrer Disposition, und daneben unbegrenzte Freiheit und Macht, darin nach Belieben zu herrschen.

Doch kehren wir jetzt zur Professorin zurück, welche wir in dem äußern Zimmer ihres Mannes verlassen haben.

Wenn Frau Sophie hier eintrat, schaute sie sich allemal mit dem Ausdruck der Verachtung ringsum, denn das Zimmer mit der gelehrten und kostbaren Tapete von unsterblichen Werken kam ihr vor wie die elendeste Rumpelkammer von der Welt.

Sie sah jetzt ihren Mann auf einer Treppenleiter stehen und beschäftigt, in einem Schranke nach einem Buche zu suchen. Der Professor hatte sie nicht eintreten hören, sondern fuhr fort, laut zu denken — eine Gewohnheit, welche die Einsamkeit ihm gegeben.

„Es ist schade um Bencke, einen Mann von wirklichem Genie, wenn er nur nicht so hartnäckig an seinen Ansichten festhielte. Hm, hm, wo steckt denn die fünfte Auflage. Ah, da ist sie! Aber wo muß ich denn Aristoteles' «Organon» hingestellt haben? Aristoteles — es ist doch wunderbar, daß man seit seiner Zeit nichts hervorzubringen vermocht hat, was nur im entferntesten Grade —"

„Von Krug!" erscholl es auf einmal laut und gellend hinter dem Professor, der bei dem Anruf rücklings die Treppenleiter hinuntergestürzt wäre, wenn er sich nicht an den obern Rand des Schrankes gehalten und Bencke und Aristoteles auf die Diele hätte fallen lassen.

Letzterer protestirte indeß dagegen, so ohne weiteres von seinem hohen Platz herabgeschleudert zu werden, und prallte zornig von der obersten Stufe der Treppenleiter ab und Frau Sophien auf die Nase, die durchaus nicht von so gefühllosem Stoffe war wie das Buch, sondern bei dieser nachdrücklichen Berührung mit Griechenlands größtem Philosophen anfing zu bluten.

Die würdige Frau selbst sank kreischend auf einen Stuhl nieder, während eine ganze Sturzsee von Vorwürfen und Zurechtweisungen über den armen Mann

und das höchst unschickliche Benehmen hereinbrach, wodurch er den infolge seines Pergamenteinbandes sehr schweren Philosophen ihr mitten ins Gesicht geschleudert hatte.

Daß eine solche elende Scharteke, welche höchstens taugte, ins Feuer geworfen zu werden, der gnädigen Frau eine geschwollene Nase verursachte, dies war mehr als sie ertragen konnte. Dieser Tag war wirklich ein Tycho-Brahe-Tag für die arme Frau Sophie.

Während alles ihres Tobens murmelte der Professor ganz still bei sich selbst:

„Ach, die Weiber, die Weiber, die sind sicherlich nur dazu da, um uns Männer zu plagen!"

Martha, welche mittlerweile hereingekommen war, benetzte die geschwollene Nase mit kaltem Wasser, und der Professor ging mit Aristoteles' «Organon» in das innere Zimmer, wo er sich an seinen Arbeitstisch setzte, und seine zärtliche Ehehälfte mit ihrer mishandelten Nase gänzlich vergaß.

Frau Sophie gehörte indessen nicht zu den Personen, welche andere lange vergessen lassen, daß sie existiren. Als daher die Nase gehörig bedient worden und als einigermaßen wiederhergestellt betrachtet werden konnte, stand die Professorin auf, und ging zu ihrem Mann hinein, um ihn fernerweit auf einige Augenblicke durch ihre Gegenwart zu beglücken.

„Also, du setzest dich ganz gelassen hierher und liesest, als ob nichts passirt wäre, während du doch nahe daran warst, deine Frau todtzuschlagen. Und dies thust du, ohne dich mit einem Wort nach meiner Gesundheit zu erkundigen, oder wie ich mich nach diesem Unfall befinde. Lieber von Krug, ich muß dir sagen, daß du gleichgültiger bist als man ertragen kann. Was würden die Leute sagen, wenn sie Augen- und Ohrenzeugen deines Benehmens wären. Du bist ein wirklicher Prüfstein für die Frau, die so unglücklich gewesen ist, deine Gattin zu werden."

„Meine süße Freundin, du scheinst ja vollkommen gesund und munter zu sein“, antwortete der Professor mit einem Seufzer, daß er gestört worden.

„Nennst du es gesund, wenn ich eine geschwollene Nase habe?“

„Meine Süße, die Nase hat ja keinen Fehler.“

Frau Sophie zuckte mit verächtlichem Ausdruck die Achseln, um anzudeuten, daß es zwecklos sein würde, sich länger mit einem Narren zu streiten, und setzte sich dann auf einen Stuhl, ihrem Manne gegenüber, der bei diesem Anblick noch tiefer aufseufzte. Er errieth, daß ihm eine Art geistiger Tortur bevorstand, und daß er vielleicht auf eine ganze Stunde nicht wieder zu seinem lieben Aristoteles zurückkehren könnte.

„Du begreifst wol, daß ich dir etwas zu sagen habe, da ich mich in diese alte Rumpelkammer hereingewagt.“

„Ah so, ah so!“ stotterte der Professor, der sich in seinem Stuhl zurückgelehnt hatte, und mit seinen Gedanken schon längst wieder wo anders war.

„Ich komme, um von dir Rechenschaft wegen des gemeinen Complots zu fordern, welches du mit Albert gegen mich geschmiedet.“

„Mit Albert? Mit Albert?“ murmelte der Professor, und stierte vor sich hin mit sichtbarer Anstrengung, zu ergründen, von wem seine Frau eigentlich spräche.

„Mit unserm Sohn! Willst du die Güte haben, und mit Aufmerksamkeit anhören, was ich sage?“ rief Frau Sophie ungeduldig.

„Ja, meine süße Freundin — Albert! Ja, jetzt besinne ich mich — das ist ein ganz interessanter junger Mann mit nicht unbedeutenden Kenntnissen in der Logik. Es machte mir großes Vergnügen, mit ihm zu sprechen. Er verwirft ebenso wie ich Kant's System gänzlich.“

„Willst du die Güte haben zu schweigen? Ich mag von deinem Kant und dergleichen Narren wie du nichts

hören. Ich bin hierhergekommen, um dich zu fragen, wie du wagen kannst, ihm eine Anweisung auf Geld zu geben, ohne mich erst davon zu unterrichten und um meine Einwilligung zu fragen?"

Der Professor schob die Brille in die Höhe, und betrachtete seine Frau mit dem Ausdruck der größten Verwunderung.

„Meine Süße, er brauchte Geld zu seiner Reise ins Ausland, und da war es ja ganz natürlich, daß ich ihn damit versah. Ohne Geld kann man nicht reisen."

„Aber ich habe ja niemals meine Einwilligung zu dieser Reise gegeben."

„Nicht?"

„Nein. Und nun hast du ihm in deiner Einfalt die Mittel gewährt, ohne meinen Willen zu reisen. Begreifst du, daß du eine große Dummheit begangen, daß ich allen Grund habe, aufgebracht zu sein, wenn ihr, du und die Kinder, euch untersteht, auf eigene Faust zu handeln, ohne mich auch nur um Rath zu fragen? Was soll daraus werden, wenn so etwas Mode wird? Ich sage dir, von Krug, wenn du noch einmal so eigenmächtig handelst und dir irgendwelche Einmischung in das Familienleben gestattest, so stecke ich diese Rumpelkammer hier mit allen deinen alten nichtsnutzigen Schateken in Brand. Ich frage: Bin ich die Mutter unserer Kinder oder nicht?"

„Ich habe allen Grund zu vermuthen, daß du es bist, meine Süße", keuchte der Professor, und drehte und wand sich wie ein Wurm in einem Ameisenhaufen.

„Also, du glaubst wirklich, daß ich die Mutter deiner Kinder bin?"

„Diese Behauptung habe ich noch niemals bestritten."

„Diese Behauptung!" kreischte Frau Sophie. „Diese Behauptung! Weißt du, von Krug, wenn ich nicht einen so ruhigen Charakter und so große Selbstbeherrschung besäße, wie ich wirklich besitze, so ärgertest du mich ganz



bestimmt zu Tode! Willst du jetzt nicht für allemal des unzweifelhaften Umstandes eingedenk sein, daß, da ich die Mutter der Kinder bin, weder du noch eins von ihnen das Recht hat, einen einzigen Schritt zu thun, ohne erst mein Gutachten einzuholen? Ich bin die, welche am besten zu beurtheilen weiß, was Recht oder Unrecht ist, was geschehen soll oder nicht. Jetzt ist mein Wille, daß du unsern Sohn heraufrufst, die Geldanweisung zurücknimmst und ihm verbietest, die beabsichtigte Reise ins Ausland zu machen. Hast du mich verstanden?"

„Meine süße Freundin, dies wäre ein Verfahren, welches dem allereinfachsten Rechtsprincip geradezu widerstritte?"

„Rechtsprincip! Was verstehst du davon? Wenn ich sage, daß du unrecht gehandelt hast, so hast du weiter nichts zu thun, als den begangenen Fehlgriff wieder gutzumachen."

„Aber siehst du, meine süße Freundin, diese Schlußfolgerung ist nicht ganz logisch, denn wenn ich —"

„Höre, von Krug, hast du meinen Willen gehört?"

„Ja."

„Nun gut, so nimm dir diesen zur Richtschnur. Ich will nicht, daß Albert dieses Jahr verreise. Mein Plan ist, nächstes Jahr in Gesellschaft mit Stormhjelms, die dann nach dem, was ich gehört, eine Reise ins Ausland antreten wollen, einen Ausflug nach dem Continent zu machen, und da brauche ich Albert zum Begleiter. Deshalb wirst du die ihm ertheilte Geldanweisung wieder zurücknehmen."

„Nein", antwortete der Professor ziemlich bestimmt. „Er hat sie, und was einmal gegeben ist, kann nicht wieder zurückgenommen werden. Laß ihn deshalb heuer für seinen Nutzen reisen, und nächstes Jahr zu seinem und deinem Vergnügen! Und nun, meine süße Freundin, sei so gefällig, mich zu verlassen; denn ich war eben mit einer wichtigen Analyse beschäftigt, als du mich störtest."

„So, du weisest mir die Thür! Ich bitte dich aber, überzeugt zu sein, daß ich mich nicht eher entferne, bis du thust, was ich will. Bin ich denn auf einmal in eine Null verwandelt, und sollen Vollmachten ausgefertigt werden, ohne daß man mich erst um Rath fragt? Willst du die Güte haben, sofort meinen Sohn rufen zu lassen? Willst du die Anweisung zurücknehmen? Willst du darauf verzichten, dich je wieder mit Geldangelegenheiten zu befassen, oder soll ich dich Tag und Nacht verfolgen, daß du keinen Augenblick Ruhe hast? Willst du Albert hierherrufen lassen und thun, was ich sage? Denn eher gehe ich nicht von der Stelle."

Nun war es aus mit dem Heldenmuth des Professors. Mit Schaudern und Beben dachte er daran, von seiner theuern Ehehälfte nun so verfolgt zu werden, daß er sich niemals wieder seinen Studien widmen, niemals wieder in seine gelehrten Forschungen vertiefen könnte. Der Professor war bei dem Gedanken an dieses ihm bevorstehende furchtbare Schicksal nahe daran, zum Fenster hinauszuspringen, und hätte sich einer so drohenden Verfolgung gegenüber sicherlich jedem beliebigen Elend unterworfen. Er seufzte und stammelte:

„Schicke den jungen Mann herauf."

In diesem Augenblick öffnete Martha die Thür und sagte:

„Der Baron Silfverkrona wünscht Sie zu sprechen, gnädige Frau."

Die Professorin erhob sich schnell und sagte scharf und bestimmt:

„Ich rechne darauf, daß du mir gehorchst."

Hiermit schritt sie hinaus, und nahm ihre steifste imponirendste Haltung an, um den Baron zu empfangen, gleichwol aber vergaß sie nicht, zu Martha zu sagen:

„Sage dem Districtsrichter, daß der Professor ihn zu sprechen wünscht."

Während die würdige Frau die Treppe hinunterging, beschäftigte sie der folgende Gedanke:

„Ich hoffe, dies wird für den jungen Herrn eine Warnung sein und ihn veranlassen, ferner nicht wieder auf seinen Vater zu rechnen, wenn er den Ansichten seiner Mutter entgegenhandelt. Es wird ihm beweisen, daß ohne mich sein Vater soviel wie nichts bedeutet. Es war dies ein Schritt, den ich mir und meiner Würde als Mutter schuldig war. Von Krug wird, nachdem ich meinen Willen so deutlich ausgesprochen, fernerhin nicht wagen, einen Schritt zu thun, ohne sich vorher zu unterrichten, ob ich denselben billige oder nicht. So habe ich denn in Gottes Namen die Macht wiedergewonnen, deren man mich berauben zu können glaubte, und ich bin nun im Stande, die Bahn vorzuzeichnen, welche Albert wandeln soll, um zu Glück und Ansehen zu kommen.“

In jeder Beziehung mit sich zufrieden, trat Frau Sophie in den Salon, wo ein junger Mann mit gleichgültiger, nichtssagender Physiognomie in einen Sessel niedergesunken saß. Er war sorgfältig gekleidet, und die feingekrümmte Nase, der hellblonde Schnurrbart, die blendend weißen Zähne, die schmalen Hände und die ungezwungene Haltung gaben seinem Aeußern etwas Aristokratisches, welches gleichwol verschwand, wenn er seine hellblauen matten Augen auf die Person heftete, welche mit ihm sprach.

Als die Professorin eintrat, erhob er sich sofort und ging ihr entgegen, während er in schleppendem, lispelndem Ton sagte:

„Störe ich Sie, gnädige Frau?“

„Durchaus nicht, Herr Baron“, antwortete Frau Sophie, deren kaltes, spitzes Gesicht jetzt durch ein Lächeln der Zufriedenheit verklärt ward. Ihre Züge erhielten durch dieses Lächeln eine auffallende Aehnlichkeit mit der hartgefrorenen Erde, auf welche die Sonne einen bleichen

Strahl wirft, ohne jedoch den holperigen, harten Boden aufthauen zu können.

Wir halten es für vollkommen überflüssig, die Unterredung des Barons und der Professorin ausführlich zu wiederholen. Der erstere kam, um sich zu erkundigen, wann die Damen die Reise nach Rönby anzutreten beabsichtigten, weil er des Glücks theilhaftig zu werden wünschte, ihnen Gesellschaft zu leisten, und seine Reise gänzlich nach der ihrigen einzurichten beabsichtigte.

Natürlich setzte ihn die Professorin von ihrem Entschluß in Kenntniß, nächstkommenden Freitag mit dem Gustav Wasa nach Westeras zu reisen. Den Sonnabend wollte Major Ovickfelt ihnen dorthin die Pferde entgegenschicken.

Während der Baron und die Professorin auf diese Weise ihren Reiseplan entwerfen, wollen wir sehen, was sich weiter bei dem Professor zutrug.

Siebentes Kapitel.

Martha hatte dem Befehl ihrer Gebieterin gemäß dem Districtsrichter gemeldet, daß der Professor ihn zu sprechen wünsche. Albert lag, als ihm diese Meldung gemacht ward, in Schlafrock und Pantoffeln mit Lesen beschäftigt ausgestreckt auf dem Sofa. Er stand auf, und nachdem er sich angekleidet, ging er nach dem Zimmer seines Vaters, während er dachte:

„Wahrscheinlich ist meine Mutter bei ihm gewesen, und hat ihn vermocht, sich in meine Angelegenheiten zu mischen; ich bin aber kein Kind mehr, und dies muß sie endlich selbst einsehen lernen, wie schwer es ihr auch ankommen möge.“

Albert traf seinen Vater über den Arbeitstisch gebückt sitzend, in Aristoteles' «Organon» blätternd und eifrig beschäftigt, Notizen daraus zu machen.

„Du hast mich rufen lassen, Papa“, sagte Albert.

„Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen; ich werde sogleich die Ehre haben“, murmelte der Professor, ohne die Augen von seiner Arbeit emporzuheben.

Albert setzte sich, nahm ein auf dem Tische liegendes Buch zur Hand und blätterte darin. Es verging eine

lange Weile, und der Professor schien ganz vergessen zu haben, daß noch jemand außer ihm sich im Zimmer befand. Der Sohn wartete geduldig. Eine halbe Stunde verging. Endlich schlug Albert das Buch zu, rückte ein wenig auf dem Stuhle hin und her und hustete, aber ohne daß dieses Geräusch den Vater im mindesten zu stören schien.

„Du hast vielleicht jetzt nicht Zeit, mit mir zu sprechen, Papa", sagte Albert endlich, nachdem er vergebens alles Mögliche versucht, die Aufmerksamkeit seines Vaters auf sich zu lenken.

In diesem Augenblick legte der Professor die Feder weg, schob die Brille in die Höhe und heftete die Augen auf den Sohn. Der Anblick dieses Gesichts schien ihn wieder in die Welt der Wirklichkeit zurückzuführen, ohne daß er sich gleichwol auf das besann, was er Albert zu sagen hatte.

„Ach so, du bist da! Was wünschest du? Ich glaube, es war Geld, oder was war es sonst?"

„Nein, du hast mich rufen lassen, Papa", antwortete Albert lächelnd.

„Wirklich, ich kann mich nicht entsinnen."

„Mama ließ mir sagen, daß ich mich bei dir einfinden sollte, Papa", hob Albert wieder an, um dem Gedächtniß seines Vaters auf die Sprünge zu helfen; denn er sah recht wohl ein, daß die ganze Unterredung mit dem Vater von der Mutter angestellt war.

„Mama? Aha, ganz richtig, deine Mutter!" stammelte der Professor, und machte eine Anstrengung, um sich von den gelehrten Grübeleien loszureißen und wieder auf das zurückzukommen, was wirklich geschehen war. „Ich glaube, daß sie sich über dich zu beklagen hatte. Warte ein wenig, jetzt besinne ich mich."

Der Professor rieb sich mit verlegener Miene die Stirn, denn er erinnerte sich nun der Drohung seiner

Frau ganz deutlich. Er sann eine Weile nach, lächelte dann, nickte Albert zu und sagte:

„Sie wollte nicht, daß du die Anweisung behalten solltest; aber ich sehe nicht ein, warum du sie wieder hergeben solltest. Du hast sie ja bekommen, ergo ist sie dein, und wenn sie dein ist, so wäre es ganz unlogisch, wenn ich dir etwas wiedernähme, was dir rechtmäßigerweise gehört. Deine Mutter wird niemals logisch beweisen können, daß sie recht habe, wenn sie behauptet, du dürftest nicht behalten, was du einmal bekommen hast."

„Mama will sonach, daß ich die Anweisung wieder herausgebe?"

„Ja, so ungefähr lautete es."

„Nun, und was hast du beschlossen, Papa?"

„Ja so, wie war denn das gleich? Warte einmal — laß mich sehen. Ja, sie wollte mich nicht in Frieden lassen, glaube ich. Ferner wollte sie, du solltest nächstes Jahr mit ihr reisen — ja, ja, so ungefähr war es. Es wäre sehr schlimm, wenn einem keine Ruhe gelassen würde — hm, hm!"

„Aber —"

„Ja, ich verstehe, du wünschest zu wissen, was ich in Bezug auf diese Kategorie denke?"

„Ja, ich wünsche zu wissen, was du in Beziehung auf die Anweisung denkst?"

„Hm, hm, waren wir in dieser Beziehung nicht schon übereingekommen? Ich dachte, wir hätten verabredet, beide miteinander zu reisen. Ich will nämlich nach Berlin, und dann will ich auch einen Besuch bei Arago in Paris abstatten. Wenn wir beide reisen, so ist die natürliche Folge die, daß Mama keinen Grund mehr hat, aufgebracht zu sein, weil dann die eigentliche Ursache zugleich mit uns verschwindet. Alles, was die Reise betrifft, wirst du besorgen. Jetzt sage mir, was meinst du zu den synthetischen Begriffen?"

Ohne erst diese gelehrte Frage zu beantworten, ergriff Albert die Hand seines Vaters, drückte sie mit Wärme und sagte:

„Wir reisen miteinander, mein guter Vater. Und deine Gesellschaft wird mir sicherlich von größerm Nutzen sein als die ganze übrige Reise.“

Achtes Kapitel.

Zwei Tage vergingen. Zwischen der Professorin und ihrem Sohn ward kein Wort gewechselt. Auf ihre Frage an ihren Gatten:

„Hast du die Anweisung zurückgenommen?“ bekam sie zur Antwort:

„Meine süße Freundin, diese Sache ist arrangirt.“

Die zärtliche Hälfte setzte dann in befehlendem Tone hinzu:

„Gib mir die fragliche Anweisung, ich brauche Geld.“

Der Professor gab ihr dieselbe, worauf sie sogleich den Wagen anspannen ließ, und selbst zum Bankier Ekström fuhr, um zu hören, ob ihr Sohn Geld erhoben habe. Man antwortete ihr jedoch hier, daß kein Geld wieder erhoben worden sei, seitdem sie selbst die letzte Anweisung präsentirt habe.

Ganz zufrieden kehrte sie nach Hause zurück, um in ihren Anstalten zur Reise nach Rönby weiter fortzufahren.

Den Tag darauf war Donnerstag.

Ganz zeitig am Morgen ward Frau Sophie durch einen Wagen geweckt, der zum Hofe hinausrollte. Sie erhob sich und sah an die Uhr. Es war um sieben.

„Vermuthlich ist es der Kutscher gewesen, der nach Heu fährt“, dachte sie und legte sich wieder nieder.

Sie konnte jedoch nicht wieder einschlafen, und die Stunde des Aufstehens war ein für allemal auf 8 Uhr festgesetzt. Sie überließ sich daher dem Vergnügen, zu berechnen, wie die Ereignisse sich ihren Wünschen gemäß entwickeln sollten. Sie bedachte, welches Ansehen Baron Silfverkrona's Vermählung mit Albertinen auch ihr geben würde, und wie sie selbst dadurch mit Graf Stormhjelms auf Akerby befreundet würde, denn die Gräfin Stromhjelm war die Tante des Barons.

Ob ihre Tochter glücklich würde oder nicht, daran dachte sie nicht im mindesten; sie dachte blos daran, wie sie selbst durch diese Verbindung in Verwandtschaft mit der eigentlichen Aristokratie kommen, und daß ihre Tochter später einmal bei Hofe vorgestellt werden würde.

Aller Glanz, welchen Rang und Reichthum schenken, umstrahlte sie schon in der Einbildung, und sie fühlte sich schon stolz und glücklich über die Zukunftspläne, welche ihr Stolz und ihre Eitelkeit mit grellen Farben ausmalten.

Dann gingen ihre Gedanken auf den Sohn über, und sie seufzte, als er in dem einfachen schwarzen Frack anstatt in der prachtvollen Leibgardenuniform vor ihre Seele trat. Wie weit mehr nach ihrem Wohlgefallen wäre er ihr mit seiner stattlichen Gestalt erschienen, wenn er jenes glänzende Costüm getragen hätte, und in Gesellschaft mit der Blüte des Adels angehörenden Kameraden hätte auftreten können!

Jetzt dagegen hatte die Professorin den Aerger, zu bedenken, daß er ein schlichter „Tintenkleckser“ war. Doch gleichviel — er war der Sohn eines reichen Mannes, hatte ein vortheilhaftes Aeußere, angenehme Manieren und Aussichten auf schnelle Beförderung in der Carrière, die er gegen ihren Willen gewählt. Er konnte, wenn sie die Sache richtig betrieb, Schwiegersohn des Grafen Stormhjelm werden, der nur einen Sohn und eine Tochter hatte.

Deshalb eben sollte im nächsten Jahre eine Reise ins Ausland gemacht werden, deshalb sollte Albert ihr dabei Gesellschaft leisten, deshalb war sie entschieden dagegen, daß er jetzt reise, besonders da sie darauf rechnete, daß er auch nach Rönby kommen und während seines Verweilens dort Bekanntschaft mit der gräflichen Familie machen sollte, die wahrscheinlich den Sommer auf einem ihrer Güter in der Nähe von Rönby zubrachte.

Die Professorin gratulirte sich, daß es ihr gelungen, den Plänen des Sohnes entgegenzuarbeiten, und dankte Gott, der ihr einen so festen, unerschütterlichen Charakter und einen so klugen, überlegenen Verstand gegeben, daß sie dadurch gleichzeitig die Fäden zur künftigen glänzenden Lebensstellung ihres Sohnes sowol als ihrer Tochter spinnen konnte.

Wie dankbar mußten sie nicht sein für ihren Eifer; wie wenig Kinder waren so glücklich, eine solche Mutter zu haben, eine Mutter, welche ihren Gemüthern gesunde Grundsätze eingeschärft, ihre Gedanken einem leuchtenden Ziel zugewendet und ihnen den Keim eines edeln Ehrgeizes eingepflanzt hatte.

Frau Sophie fühlte tiefe Bewunderung vor sich selbst.

In diesem Augenblick schlug es acht, und mit dem letzten Schlage ergriff sie die Klingelschnur und läutete. Martha trat ein, um ihrer Gebieterin behülflich zu sein.

Eine der von der Professorin in ihrem Hause getroffenen Anordnungen war auch die, daß Martha niemals während sie ihre Gebieterin ankleidete, den Mund öffnen oder ein Wort eher sagen durfte, als bis die gnädige Frau selbst sie angeredet. Nun war die Professorin heute so in ihre Träume von der Zukunft vertieft, daß sie sich vollkommen schweigend ankleidete; und obschon es ganz deutlich zu sehen war, daß Martha etwas auf dem Herzen hatte, so gab doch die Professorin nicht Acht darauf.

Endlich war sie angekleidet; es schlug drei Viertel auf neun, und es fehlte sonach noch eine Viertelstunde bis

zum Frühstück. Die gnädige Frau setzte sich deshalb auf das Sofa und sagte zu Martha, die vor ihr stand:

„Nun, hast du die Wäsche, die ich mitnehmen will, alle zusammengelegt und darauf gesehen, daß Minna die für meine Tochter nöthige gelegt hat?“

„Ja, gnädige Frau, dies ist alles besorgt.“

„Gut! Dort auf dem Tische findest du zwei Verzeichnisse der Kleider, die ich und meine Tochter mitnehmen werden. Das Verzeichniß meiner Tochter übergibst du Minna, das mich betreffende behältst du selbst. Nach dem Frühstück schicke die Haushälterin herauf, damit ich ihr ihre Verhaltungsbefehle ertheilen und ihr sagen kann, wie ich alles während meiner Abwesenheit wegen des Professors und des Districtsrichters gehalten wissen will.“

„Kommen der Herr Professor und der Herr Districtsrichter wieder, während Sie noch verreist sind, gnädige Frau?“ erdreistete Martha sich zu fragen, obschon Frau Sophie der Meinung war, daß Dienstleute ebenso wenig berechtigt sind, Fragen zu thun, als der Unterthan berechtigt ist, dergleichen an seinen Monarchen zu stellen. Die gnädige Frau sperrte ihre scharfen hellen Augen weit auf, und sah Martha mit durchdringendem Blick an.

„Was sagt Sie? Woher sollen denn die Herren wiederkommen?“

„Von ihrer Reise ins Ausland“, antwortete Martha etwas dreister.

„Die hat sich mein Sohn auf mein Abrathen aus dem Sinne geschlagen“, entgegnete die Gnädige und erhob sich, um hinunter in das Speisezimmer zu gehen.

„Aber, gnädige Frau, der Herr Professor und der Herr Districtsrichter sind heute morgen 7 Uhr abgereist, und der Herr Professor gab Minna einen Brief, den sie Ihnen überreichen sollte, gnädige Frau, wenn Sie aufgestanden sein würden.“

„Abgereist! Abgereist!“ schrie Frau Sophie und stürzte, ihre Würde ganz vergessend, auf den Corridor hinaus,

nach der Thür ihres Mannes. Dieselbe war verschlossen und an derselben ein Zettel angekleistert, auf welchem geschrieben stand: „Professor A. L. von Krug ist ins Ausland verreist, und kommt erst im September zurück."

Hätte die Professorin schwache Nerven gehabt, so wäre sie ohnmächtig geworden; aber nervenschwach war sie nicht. Sie ärgerte sich schon über den ersten Ausbruch ihrer Gefühle, weil Martha Zeugin desselben gewesen war. Als sie so vor ihres Mannes Thür stand, ging daher auch nicht ein Laut über ihre Lippen, sondern sie kniff dieselben immer schärfer und schärfer zusammen, um allen ihren Zorn in die eigene Brust zu verschließen. Sie kehrte in ihr Zimmer zurück, winkte Martha und sagte in kurzem befehlenden Ton:

„Ich wußte von dieser Reise. Dieselbe ist mit meiner Einwilligung unternommen worden. Hast du mich verstanden?"

„Ja, ich will sogleich hingehen zu Minna und sagen, die gnädige Frau habe nach dem Briefe gefragt, welchen sie dem Professor vor seiner Abreise an sie dazulassen ersucht."

„Ja, so ist's gut — geh'!"

Martha ging.

„Ha, das ist zu viel!" rief die Professorin, als sie allein war. „Betrogen von dem alten Narren! Betrogen von meinem Sohn! Aber sie sollen es mir theuer bezahlen!"

Neuntes Kapitel.

Rönby, die Besitzung des Majors Gustav Qvickfelt, war durchaus kein großes Landgut, sondern ein kleineres Besitzthum, welches gerade soviel einbrachte, daß eine Familie sorgenfrei, aber mit Sparsamkeit davon leben konnte.

Rönby hatte eine herrliche Lage mitten in einem Thal, von Laubwaldungen umgeben und von den Wogen des Mälar bespült. Ein kleiner, gut unterhaltener Park, ein allerliebster Garten, ein großer Hof mit schattigen Linden und einem Blumenbeet mit einem üppigen Dornrosenviereck in der Mitte, bildete die Umgebung des Hauses.

Das Wohnhaus selbst war geräumig und schön mit hohen stattlichen Zimmern, die mit geschmackvoller Einfachheit möblirt waren, ohne alle jene Luxusartikel und all jenen Tand, womit die Bewohner der Städte ihre Zimmer überladen zu müssen glauben, sodaß sie eher vollgepfropften Galanteriewaarenläden, als menschlichen Wohnungen gleichen.

In dem großen Zimmer standen ein schönes Piano, ein paar kleine Sofas mit grünem Maroquin überzogen, und Stühle von schwarzgebeiztem Tannenholz mit Maroquinpolstern. Ein Bücherschrank mit Glasthüren, ein

Nähtisch an dem einen Fenster, und der große runde Tisch mitten im Zimmer mit seiner grünen Decke, die mit Blumenstöcken besetzten Fenster und die in ihren Käfigen herumhüpfenden Canarienvögel — alles dies gab diesem Zimmer ein Gepräge von Behaglichkeit, und die ganze Einrichtung bewies, daß hier das Versammlungs- und Arbeitszimmer der Familie war.

Vor dem großen Zimmer links befand sich das Schlafzimmer, rechts das Vorzimmer und vor diesem, mit dem Ausgang in die Hausflur, das Privatcabinet des Majors. Die obere Etage enthielt die Zimmer der Tochter und der Söhne, sowie die Gastzimmer.

Es war einige Tage vor Mittsommer. Die Junisonne schien klar und lächelnd herab auf Rönby und in das große Zimmer hinein, wo die Mitglieder der Familie beim Frühstück versammelt waren.

Der Major war ein langer Mann und sah seiner Schwester sehr ähnlich. Er hatte dieselben stahlgrauen scharfen Augen, aber mit dem Unterschied, daß sie mehr Intelligenz und Gefühl verriethen als die der Professorin; dieselbe nach hinten entwickelte Form des Kopfes, obschon die Stirn des Majors weniger stark zurückgeneigt war, und oberhalb der Stirnknochen minder steil abfiel; denselben Mund mit schmalen Lippen, und denselben unbeugsamen Ausdruck in jedem Zuge.

Gleichwol besaß er in seinem Charakter weit mehr Wohlwollen, als Frau von Krug vom Schicksal beschieden worden.

Ueberdies bestand auch noch eine anderweite sehr wesentliche Unähnlichkeit zwischen ihnen. Die Schwester war schon als Kind stolz auf ihre adeliche Herkunft gewesen. Sie machte sich zur Sklavin der Vorurtheile der Geburt, und ließ aus Eigenliebe ihre Abstammung fortwährend durchscheinen. Aus Eitelkeit trachtete sie darnach, nur in Berührung mit Leuten von Stand und solchen zu kommen, welche einen gewissen Platz in der

Gesellschaft innehatten. Sie huldigte den schon veralteten und vermoderten Ideen über angeborene Vorzüge, und war in ihrem innersten Herzen, in allen ihren Gedanken und Gefühlen Aristokratin, während der Bruder dagegen Demokrat war und blieb.

Der Hauptzug seines Charakters war Eigenliebe und Mangel an Achtung gegen alles von alters her Bestehende. Er haßte den Adel und die ganze Aristokratie deshalb, weil er selbst ein ganz unbedeutendes Mitglied derselben war, ohne Vermögen und auf eine der niedrigsten Stufen innerhalb seiner Kaste stehend, anstatt, wie seine Eigenliebe verlangte, eins der vornehmsten und angesehensten zu sein. Da er aber nicht eins der ersten sein konnte, so wollte er auch nicht eins der letzten sein, sondern trat gegen den ganzen Stand auf, und lenkte durch die liberalen Ansichten, denen er huldigte, und dadurch, daß er auf allen Reichstagen die Rechte des Volks verfocht, eine gewisse Aufmerksamkeit auf seinen Namen.

Als Jüngling lag er in beständiger Fehde mit seiner Schwester, und als Mann ließ er diese Fehden in wirkliche Kämpfe ausarten, welche den Charakter einer förmlichen Feindschaft gewannen, als er sich endlich mit der Tochter des Hülfspredigers Pehrsson verheirathete, und durch Beerbung des Großvaters seiner Gattin, des Bauers Matts Pehrsson, in den Stand gesetzt ward, Rönby, welches er bis dahin pachtweise bewirthschaftet, käuflich zu erwerben.

Mit einem Bruder, der eine solche Mesalliance geschlossen, wollte Frau von Krug keinerlei Berührung mehr haben, sondern kündigte für die Zukunft allen Umgang, womit der Major sich vollkommen zufrieden erklärte.

Außer diesen Unähnlichkeiten gab es zwischen den beiden Geschwistern auch noch andere. Der Major war ein rechtschaffener Mann, ein guter Hauswirth, ein zärt-

licher Vater, und hielt seine Gattin auf seine Weise in unbeschreiblich hohen Ehren.

Sechsundzwanzig Jahre hatten die beiden Geschwister in Uneinigkeit gelebt, als von Baron Silfverkrona Aussöhnungsunterhandlungen angeknüpft wurden. Nach langem hartnäckigen Weigern von seiten des Majors gelang es dem Baron doch, einen Vergleich zu Stande zu bringen, sodaß, als die Professorin an ihren Bruder schrieb und ihm meldete, daß sie ihn im Laufe des Sommers zu besuchen beabsichtige, er geantwortet hatte, daß sie ihm willkommen sein solle.

Allerdings war dieser Willkommen ein sehr kalter, die beiden Geschwister waren aber von jeher nicht sonderlich zärtlich gegeneinander gewesen, und übrigens reiste die Professorin nicht um des Bruders willen nach Rönby — wovon dieser auch vollkommen überzeugt war —, sondern ganz einfach deshalb, um dadurch den Baron zum Schwiegersohn zu bekommen.

Die Gattin des Majors, Malin Pehrsson, war eine kleine dicke Frau mit schönen und sanften Gesichtszügen, die gleichsam die Spuren von manchem stummen und bittern Leiden trugen. Der Gesammtausdruck war indessen eher heiter als bekümmert, und die noch frischen Lippen lächelten Mann und Kinder so freundlich an. In dem Ernst des Auges las man, daß die Saiten des Herzens bei dem Zusammenleben mit einem allerdings warmfühlenden, aber strengen, heftigen und unbeugsamen Manne, welcher Gehorsam forderte, auch wenn dieser Gehorsam Thränen kostete, oft auf schmerzhafte Weise in ihrer Brust widerhallten.

Auf dem ganzen Wesen der Majorin ruhte eine Vorsicht und eine beständige Aufmerksamkeit auf ihren Gatten, welche deutlich bewies, daß ihr ganzes Leben ein unaufhörliches Studium aller seiner Wünsche, der Veränderung seiner Launen und ein fortgesetztes Bemühen war, alles

fernzuhalten, was ihn auf eine oder die andere Weise reizen oder stören konnte.

Dennoch aber lag dabei in ihrem Wesen nichts von sklavischer Furcht oder ängstlicher Willenlosigkeit. Nein, sie besaß eine gewisse Sicherheit in ihren Bewegungen, einen Anstrich von Bestimmtheit, der ihrem Alter und ihren Zügen unbeschreiblich gut stand. Man wagte nicht, sie als eine unglückliche Gattin zu betrachten, obschon man die Ueberzeugung hatte, daß der Weg ihres Ehestandes nicht stets über Rosen, sondern vielleicht auch oft über Dornen geführt hatte.

Man ward bei ihrem Anblick nicht von jenen peinlichen Gefühlen beschlichen, welche der Anblick gewisser Ehefrauen erweckt, weil man in den bleichen und vorzeitig gealterten Zügen derselben die Geschichte eines Lebens von so furchtbarer Art zu lesen glaubt, daß dadurch die Kräfte sowol des Körpers als der Seele gebrochen worden sind.

Der Major war ein strenger, oft etwas despotischer Ehemann gewesen und war es noch, bösartig aber und tyrannisch war er niemals gewesen. Er hatte seiner Frau manchen schmerzhaften Stich, aber niemals eine unheilbare Wunde zugefügt, und sie konnte deshalb auf keine Weise zu der Kategorie gerechnet werden, welche wir soeben schilderten.

Außer dem Major und seiner Gattin waren noch drei Personen im Zimmer: ein Sohn von fünfundzwanzig Jahren, Magister und Schullehrer in W., eine Tochter von zwanzig Jahren, und ein zweiter Sohn von siebzehn Jahren, welcher Cadet war.

Der älteste Sohn, Ernst, war klein von Gestalt mit einem schönen Kopfe, einem ruhigen und beinahe melancholischen Ausdruck in dem Zug um den Mund, obschon die lebhaften, fast schelmischen Augen und die hastigen Bewegungen diesem zu widersprechen schienen. Sein

Gesicht war angenehm, obschon die Züge nicht eigentlich regelmäßig genannt werden konnten.

Jenny, die Tochter, von mittlerer Größe, mit plastischen Formen und einem Wuchs, um welchen selbst Venus sie beneidet haben würde, hatte ein Gesicht, welches auf den ersten Anblick mehr häßlich als schön war, weil man glaubte, daß die Züge durchaus nicht zusammenpaßten. Die Augen waren hell mit einer unbestimmten blaugrauen Farbe; die Augenbrauen aber waren breit, schwarz und stark gewölbt. Die Nase war zu groß und zu krumm, der Mund zu klein und das Haar zu hell; die Gesichtsfarbe aber war so weiß und so blühend, daß sie einer soeben entfalteten Rose glich. Man sah, daß eine solche Farbe unbedingt auf Leben und Gesundheit schließen ließ, denn sie war frisch wie das Blatt der Rose. Gesundheit und Jugend blühten auf ihren Wangen, und Freude strahlte aus jedem Zug. Wenn man das junge Mädchen eine Weile betrachtet hatte, vergaß man, daß die Nase zu lang, die Augen zu hell, die Augenbrauen zu stark und der Mund zu klein waren; man vergaß alles dies, und sah vor sich blos ein Bild der lebensfrischen Jugend, welches dem Herzen wohlthat und die Seele belebte.

Der jüngere Bruder, der Cadet, der junge Herr Arvid, war das Ebenbild seines Vaters, lang und schlank, mit scharf markirten Zügen und klaren stahlgrauen Augen. Diese Züge aber hatten von der Mutter einen sanftern Ausdruck bekommen, der das Unbeugsame, welches den Vater kennzeichnete, gänzlich daraus entfernte.

Die Familie war zum Frühstück versammelt. Während Jenny ihrem Vater Kaffee einschenkte, sagte sie mit schalkhaftem Lächeln:

„Da hast du etwas Schönes angerichtet, Papa, daß du dem für Onkel Ström vicarirenden Doctor eine Wohnung in deinem Hause angewiesen hast! Was glaubst du wol, was unsere gnädige Tante sagen wird, wenn

sie sich genöthigt sieht, mit dem Sohn ihres Gärtners unter einem und demselben Dach zu wohnen?"

Der Major sah seine Tochter mit gleichzeitig strengem und dennoch freundlichem Ausdruck an, indem er sagte:

„Da Schwester Sophie sich selbst hierher eingeladen hat, so muß sie sich auch mit derselben Gesellschaft begnügen, die ich für mich passend halte. Was thut es übrigens, daß der Vater des jungen Bergström Gärtner ist? Der Großvater deiner Mutter war Bauer, und dies hat, auf Ehre und Glauben, weder deine Mutter noch ihren Vater abgehalten, ehrliche und brave Menschen zu sein."

„Papa! Papa!" rief Jenny, indem sie lachend den Finger hob und ihrem Vater drohte, du wirst wohlthun, wenn du eine etwas adelichere Sprache führst, wenn die Tante kommt, und nicht so starke Sympathien für die Kinder des Volks an den Tag legst, denn sonst könnte es mit euerer Versöhnung ein klägliches Ende nehmen."

„Darum laß du dich nur unbekümmert, Mamsell Naseweis! Mir fällt es ganz bestimmt nicht ein, mich nach den Ideen meiner Frau Schwester zu richten."

„Das thut mir sehr leid; denn ich dachte schon daran, Cousin Albert zum Mann zu bekommen."

„Jenny, schwatz' keine Dummheiten!" rief der Major; „ich mag keinen Junker zum Schwiegersohn! Du weißt, ich kann den Adel nicht leiden."

„Aber deine eigenen Söhne", setzte Jenny, sich gegen ihre Brüder tief verneigend, hinzu, „sind ja auch Junker!"

Der Major sah seine Tochter streng an, lächelte ihr aber zugleich so freundlich zu, daß der strenge Ausdruck verschwand. Jenny wußte nur zu gut, daß sie der Günstling des Vaters war.

„Liebe Jenny, hör' nun auf mit deinem kindischen

Geschwätz!" fiel der Major ein; „bedenke, daß Tante Sophie noch vor heute Abend da sein wird, und daß in ihrem Zimmer noch nicht die Gardinen aufgesteckt sind."

„Der Doctor wird in einer Stunde da sein", fiel der Magister Ernst Qvickfelt ein, und sah die Schwester lachend an.

„Ja, und Jenny hat noch den ganzen Kopf voll Papierwickel", setzte Arvid hinzu. „Ueberdies, liebe Schwester, vergiß vor allen Dingen nicht, ein Glas mit einem Vergißmeinnichtsträußchen in das Zimmer des Doctors zu setzen."

„Und weshalb, wenn ich fragen darf? Ist das in Karlberg so gebräuchlich?" fragte Jenny, sich verächtlich die Nase rümpfend.

„Nein; aber siehst du, der junge Mann kann beim Anblick dieser Blumen doch nicht umhin, zu fragen: «Greta, wer hat diesen schönen Strauß hierhergesetzt?» und dann antwortet sie: «Das Fräulein!» — und dann —"

„Du bist ein einfältiger Mensch, und wenn du zehnmal Cadet wärest!"

Der Major erhob sich von seinem Tische, die Majorin nahm ihr Schlüsselbund, und Jenny hüpfte auf ihren Vater zu, indem sie sagte:

„Gestehe nur, daß du aus Verzweiflung, keine Aussicht auf einen Mann für mich zu haben, den jungen Doctor hierher eingeladen hast. Der Mama zu Gefallen hast du es gewiß nicht gethan; denn diese scheint sich eben nicht sehr darüber zu freuen, daß sie das Haus voll adeliche und nichtadeliche Leute bekommen soll."

„Ich habe es gethan, um Ström einen Dienst zu leisten, und nun schweigst du, Plappermaul, und gehst und hilfst deiner Mutter."

„Zu befehlen, Herr Major", antwortete Jenny, militärisch salutirend, worauf sie ihrer Mutter nacheilte.

Arvid folgte ihr, indem er declamirte:

„Ich bin bald fünfundzwanzig Jahr,
Seh' häßlich aus, hab' rothes Haar,
Und werd' wol Jungfer bleiben."

„Nein, diese Freude erlebst du nicht, denn ich bin ja ein Fräulein!" rief Jenny, sich umdrehend; „übrigens habe ich mir auch fest vorgenommen, nicht unvermählt zu sterben!"

„Wirklich? Wenn dich nun niemand haben will, was sehr wahrscheinlich ist?"

„O, dafür sorge nicht. Wenn Schaltjahr ist, mache ich von dem in einem solchen den Mädchen zustehenden Rechte Gebrauch, und gehe selbst auf die Heirath."

„Jenny!" rief die Mutter, welche schon oben im zweiten Stockwerk war.

„Hier bin ich, Mama!" antwortete Jenny, und eilte mit einigen leichten Sprüngen die Treppe hinauf.

„Ich komme auch mit!" rief Arvid, der ihr folgte.

„Liebe Kinder, es ist nun die höchste Zeit, daß ihr euern kindischen Scherzen ein Ende macht. Jenny soll mir helfen", sagte die Mutter.

„Und ich will Jenny helfen", meinte Arvid.

„Nein, du gehst hinunter, sonst hört die Läppscherei nicht auf."

„Mama, ich werde die Gardinen aufstecken, und du sollst sehen, daß ich mich ganz gut darauf verstehe. Her mit der Treppe!"

Unser langbeiniger Cadet stellte die Treppenleiter zurecht und ergriff die Gardinen.

„Arvid, du verdirbst mir ja meine Gardinen!" rief die Majorin erschrocken, als ihr Sohn die schön geplätteten Gardinen ergriff, um damit die Treppe hinaufzuklettern.

„Was thue ich denn?"

„Du zerknitterst sie."

„Ganz gewiß nicht, Mama."

Und mit einer Gardine in jeder Hand kam er auf seine Mutter zugeeilt, und umarmte und küßte sie.

Jenny lachte, und die Majorin sagte halb lächelnd, halb ärgerlich:

„Laß mich los, Arvid; sonst werde ich bös!“

„Erst mußt du sagen, daß ich dein bester Junge bin.“

„Nein, du bist ein verzogenes Kind, welches nur Unheil anrichtet“, sagte die Majorin.

„Und welches Schläge verdient“, setzte die Schwester hinzu, und applicirte der Wange des künftigen Offiziers einen leichten Backenstreich.

Der junge Mann ließ seine Mutter sofort los, um sich gegen die Schwester zu wenden; diese aber hüpfte leicht wie ein Vogel die Vorhangleiter hinauf, und rief auf der obersten Stufe stehend:

„Her mit den Gardinen!“

„Kinder, versprecht mir, die Zeit nicht mit Spielereien zu vergeuden, sondern damit zu warten, bis die Zimmer in Ordnung sind. Ich bestehe sonst mit Schanden, wenn ich meine Schwägerin zum ersten mal empfange, und ihr begreift, daß ich alles recht schön und ordentlich zu haben wünsche, wenn sie kommt.“

„Und schön und geputzt, das ist so klar wie der Tag“, fiel Jenny ein. „Verlaß dich auf mich, Mama. Arvid hilft mir die Gardinen aufstecken, und in einer Stunde ist alles in Ordnung. Du kannst uns mit vollkommener Ruhe verlassen, denn ich sehe schon, daß deine Gedanken bei Stina und den Zwiebacken sind, und daß du vielleicht über die Mandeltorte nachdenkst, die abends beim Souper auf dem Tische prunken soll.“

„Ja, liebe Kinder, es wird mir ganz ängstlich zu Muthe, wenn ich an das Backen unten denke, und überdies haben wir ja auch den Doctor schon zum Mittagessen da. Es wäre mir daher lieb, Jenny, wenn du mir hier oben alles in Ordnung bringen wolltest, damit ich mich nicht weiter darum zu bekümmern brauchte.“

„Sei unbesorgt, liebe Mama“, sagte Jenny und warf der Mutter, welche ihr freundlich zunickte und dann hinunterging, ein Kußhändchen zu.

Arvid stand auf den untersten Treppenstufen, und reichte der Schwester Nägel und Stecknadeln, während sie miteinander weiterschwatzten.

„Weißt du, Arvid“, sagte Jenny, „daß ich fürchte, es werde ungeheuer langweilig bei uns im Hause werden, wenn Tante und Albertine kommen? Denke dir sie nur mit ihren vornehmen Manieren! Wie einfach werden wir ihnen vorkommen, und wie hochmüthig werden sie auf uns herabschauen! Ich kann mich einer förmlichen Beklommenheit nicht erwehren, wenn ich bedenke, wie steif und unerträglich es in unserm schönen Rönby werden wird. Papa wird schlechte Laune bekommen, und Mama dann einen schweren Stand mit ihm haben. Ach, wenn doch diese Stockholmer hübsch zu Hause geblieben wären! Du hast wol die Tante und Albertinen schon gesehen?“

„Ja, im Theater und auch ein paarmal auf den karlsbergschen Bällen, gesprochen aber habe ich noch nie mit ihnen.“

„Bist du ihnen denn nicht vorgestellt worden? — Hast du niemals mit Albertinen getanzt?“

„Nein. Papa hat mir ja ausdrücklich verboten, mich ihnen zu nähern, und übrigens bin ich auch viel zu stolz auf meine Mutter, als daß ich Umgang mit Verwandten wünschen sollte, von welchen sie geringgeschätzt wird.“

„Darin hast du recht. Aber sage, ist Albertine hübsch?“

„Ja, das ist sie; aber stolz und steif wie eine Bildsäule. Sie sieht sehr hochmüthig aus.“

„Ach Gott, Arvid, das wird eine schöne Geschichte werden. Ist sie sehr elegant gekleidet?“

„In Flor und Seide vom Wirbel bis zur Zehe, sodaß sie alles verdunkelt.“

„Na, das klingt ja immer besser! Und ich habe weiter nichts als mein schwarzes Seidenkleid."

„Was thut das? Du siehst in deinen baumwollenen Kleidern ebenso hübsch aus."

„Wie Albertine in Seide?" fiel Jenny lachend ein. „Jetzt rücke einmal die Treppe ein Stück weiter. Weißt du vielleicht auch etwas über den Doctor zu erzählen?"

„Nein, aber Ernst kennt ihn von der Universität her."

„Ich möchte wissen, ob er hübsch ist, ob er heiter ist und ob er singen kann. — Apropos, weißt du, ob Albertine singt?"

„Ei freilich, sie sang einmal bei einer Soirée, die zu einem wohlthätigen Zwecke gegeben ward. Sie hat eine prächtige Stimme."

„Na, das fehlte blos noch, daß sie eine große Sängerin ist, und ein anderes armes Mädchen sich nicht getraut, in ihrer Gegenwart auch nur einen Ton zu singen. Ach, das wird furchtbar langweilig!"

„Ach, paperlapap! Wir machen unsere Spazierritte, und will sie die Vornehme spielen, so überlassen wir sie sich selbst."

Unter dergleichen Geplauder hatte Jenny's Arbeit ihren Fortgang, und Arvid stand ihr nach bestem Vermögen bei. Es war etwas Eigenthümliches, den langen Cadeten der Schwester die Gardinen aufstecken, die Tischdecken ausklopfen helfen, und an andern ähnlichen Verrichtungen theilnehmen zu sehen, was alles besorgt ward, während sie munter miteinander schwatzten.

Der junge Doctor war schon angelangt, und Jenny eben beschäftigt, sich für den Mittag anzukleiden, als die Thür ihres Zimmers sich öffnete, und die Majorin eintrat.

Jenny stand mitten im Zimmer, und hielt ein blaues Nesseltuchkleid in der Hand.

„Was willst du mit diesem Kleide, liebe Tochter", fragte die Majorin.

„Anziehen will ich es, liebe Mama, um angemessen

gekleidet zu sein, wenn unsere vornehmen Verwandten kommen."

„Aber das ist ja eins deiner besten Kleider!"

„Ja, da hast du freilich recht", seufzte Jenny; „aber gleichwol bin ich gezwungen, es anzuziehen, um neben Albertinen, die äußerst glänzend auftreten wird, nicht allzu armselig auszusehen. Wenn ich sie in einem baumwollenen Kleide empfinge, nähme sie meine Begrüßung am Ende gar nicht an."

Wieder seufzte Jenny.

„Aber, Jenny, an deiner Stelle würde ich doch nicht das Beste anziehen, was ich besäße, und am allerwenigsten es Albertinen gleichthun wollen, die eine reiche junge Dame aus der Residenz ist. Ich würde mich ganz nett und einfach in eins der von mir selbst gesponnenen Kleider werfen, und dadurch zu erkennen geben, daß ich frei wäre von allem eiteln Streben, etwas anderes zu sein als ich bin — ein ungekünsteltes Mädchen, welches glücklich und zufrieden ist und den Neid nicht kennt. Mein Kind, in einem solchen Wetteifer, wie du im Begriff stehst zu beginnen, liegt der erste Keim zum Neid, ein Gefühl, welches in unserer Brust niemals entsteht, wenn wir uns nicht bemühen, höher zu streben als unsere Kräfte vermögen. Deshalb, liebe Jenny, versuche niemals etwas anderes zu scheinen als du bist, und denke: Ich bin nicht reich wie Albertine, deshalb kann ich auch in meiner Kleidung nicht mit ihr wetteifern, und weshalb sollte ich es auch? Geben die Kleider irgendwelchen Werth? Nein; kann sie mich nicht in meiner Einfachheit achten, so ist ihre Achtung nichts werth, und ich kann sie entbehren. Aber, mein Kind, ich will deinen Gefühlen durchaus nicht im mindesten Gewalt anthun, sondern kleide dich, wie es dir selbst am besten gefällt. Das, was ich gesagt habe, ist blos meine Ansicht über die Sache."

Die Mutter klopfte die Tochter auf die Wange.

Jenny warf das Kleid über den einen Arm, ergriff

ihre Mutter bei der Hand, drückte diese an ihre Lippen und sagte:

„Ach, du gute Mama, die du stets so verständig bist! Ich möchte wissen, ob es noch jemand gibt, der so gut ist wie du."

„Warte, du kleine Schmeichlerin! Kleide dich nun aber schnell an. Ich will auch ein baumwollenes Kleid anziehen und eine hübsche Haube aufsetzen. Wir wollen einmal sehen, wer zuerst fertig ist."

Die Majorin drückte einen Kuß auf die Stirn der Tochter und entfernte sich. Eine Weile stand Jenny still und dachte nach, dann sprang sie mit dem Nesseltuchkleide nach dem Kleiderschranke, während sie freudig ausrief:

„Hier begib dich wieder an deinen Platz, mein liebes Feiertagsfähnchen. Es ist dir nicht vergönnt, die Stadtbewohner zu empfangen. Nein, du wirst ganz bescheiden hängen bleiben, und nun heraus mit dem rothen Baumwollenkleide."

Indem sie dies sagte, langte sie ein feingestreiftes, roth- und weißes Kleid von selbstgesponnenem und gewebtem Stoffe heraus.

„Ja, ja, meine liebe Jenny", fuhr sie mit sich selbst sprechend weiter fort, „du warst ein wenig eitel, und wenn du dich nicht selbst belügen willst, nicht wenig neidisch, und wolltest nicht zugeben, daß du geringer gekleidet wärest als deine Cousine; ho, ho, meine liebe Jenny! Du bist sehr hochmüthig und schämtest dich, in einem Baumwollenstoff aufzutreten, von dem du um keinen Preis hättest gestehen mögen, daß du ihn selbst gewebt. Ja, ja, meine Freundin, du warst auf dem besten Wege, das Fräulein spielen zu wollen und es den vornehmen Damen nachzumachen."

Jenny brach in ein schallendes Gelächter aus, während sie das einfache niedliche Kleid anzog, und als sie einen letzten Blick in den Spiegel warf, war sie ganz zufrieden mit ihrem Costüm, welches aus dem soeben

erwähnten Kleide bestand, das bis an den Hals herauf anschließend ihre Gestalt in ihrer ganzen plastischen Formenvollendung hervortreten ließ.

Um den Hals herum trug sie einen glatten weißen umgeschlagenen Kragen, und ein schwarzseidenes Schürzchen gab dieser Tracht vollends den häuslichen Anstrich. Das hellfarbene Haar war einfach geordnet, aber dennoch so, daß dessen ganzer Reichthum sichtbar war.

Sie nickte ihrem Spiegelbild munter zu, hüpfte dann aus dem Zimmer hinaus, und nahm den Weg durch die Küche in das Schlafzimmer, wo die Majorin eben beschäftigt war, die Haube aufzusetzen.

„Nun, Mama, da bin ich — wie gefalle ich dir jetzt?“

„Gut, sehr gut, meine kleine Jenny.“

„Sag' einmal, wie glaubtest du, daß ich mich kleiden würde, als du hinuntergingst?“

„Sowie du jetzt gekleidet bist; denn ich kannte meine Jenny viel zu gut, um nur einen Augenblick zu bezweifeln, wie sie handeln würde, sobald sie selbst das Rechte eingesehen hätte.“

„Uns dies, Mama, lehrest du mich stets einsehen.“

„Das ist auch ganz natürlich, meine Tochter. Ich muß wol ein wenig mehr Erfahrung haben als du, dennoch aber darfst du dich niemals blind auf mein Urtheil verlassen; denn ich kann mich irren, und du mußt deshalb auch stets deinen eigenen Verstand zu Rathe ziehen.“

Zehntes Kapitel.

Als die Majorin und Jenny in das große Zimmer traten, stellte der Major sie dem Doctor Bergström vor. Während die Herren das Appetitsschlückchen zu sich nahmen, flüsterte Jenny ihrem Bruder Ernst zu:

„Das ist ja ein ganz schöner Mann. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Doctor so hübsch sein könnte.“

„Warum denn nicht?“

„Nun, alle Doctoren, die ich bis jetzt gesehen, waren häßlich; dieser aber sieht so stattlich aus wie ein Ritter aus der Vorzeit.“

Das Mittagsmahl hatte seinen gewöhnlichen Verlauf. Der Doctor war ein liebenswürdiger und gebildeter junger Mann, der mit Leichtigkeit die Conversation führte. Er meinte, man könne die Professorin wahrscheinlich am Nachmittag erwarten; denn er habe, als er W. verlassen, ihren Wagen schon angespannt im Hofe des Hotels stehen sehen, und vermuthe, daß er höchstens zwei Stunden Vorsprung vor ihr haben könnte.

Es ergab sich sehr bald, daß die Voraussetzung des Doctors ganz richtig war, denn Schlag fünf fuhren zwei Wagen im Hofe vor. In dem ersten, dem des Barons

Silfverkrona, saßen die Professorin, Albertine und der Baron; in dem andern, etwas altmodischen, des Majors, befanden sich Minna und Martha.

„Was zum Teufel soll das heißen?“ murmelte der Major, der an der Hausthür stand und, um besser sehen zu können, die Hand gegen die Sonne hielt. „Hab' ich denn zwei Schwestern und zwei Schwesterstöchter auf den Hals bekommen, da der Baron ein paar in seinen Wagen genommen hat? In dem andern sitzt ja auch ein Mädchen und ein altes Weib.“

„Bester Gustav“, flüsterte die Majorin sanft, „mach' keine Bemerkungen nach dem Eindruck des ersten Augenblicks. Es sind gewiß ein paar Kammerjungfern, welche in dem hintersten Wagen fahren.“

„Ja, ja, man gedenkt hier mit Glanz aufzutreten, und deshalb war meine Chaise zu schlicht, um darin zu fahren, das merke ich schon. Ich sage dir, Malin, das nimmt kein gutes Ende; denn ich fühle schon, wie mir das Blut in den Adern kocht.“

Der Wagen machte halt. Der Baron kam herausgehüpft, ehe noch der Diener Zeit gehabt hatte, die Thür zu öffnen, und reichte der Professorin die Hand. Arvid war auch herbeigeeilt, um der gnädigen Tante behülflich zu sein, die ihm mit herablassender Miene dankte und, auf den Arm des Barons gestützt, die wenigen Stufen, die in das Haus führten, hinaufstieg.

Der Major ging seiner Schwester einen Schritt entgegen und sagte:

„Willkommen, liebe Sophie! Aber was zum Teufel lässest du dir meine Pferde schicken, wenn du mit dem Baron zu fahren beabsichtigtest? Da hättest du den Thieren vier Meilen hin und zurück ersparen können.“

Das Gesicht der Professorin ward dunkelroth, und sie heftete ihre scharfen Augen auf den Bruder; ehe sie aber noch Zeit hatte, ein Wort zu sagen, beeilte sich der Baron, zu antworten:

„Herr Major, der Zufall fügte es so, daß ich das Glück hatte, die Reise mit der Frau Professorin auf dem Dampfboote gemeinschaftlich zu machen, und da bat ich mir die Ehre aus, die Damen in meinem Wagen hierherbringen zu dürfen."

„Gut, gut", sagte der Major, indem er seine Frau bei der Hand nahm, und seiner Schwester mit folgenden Worten vorstellte:

„Dies da ist meine Frau, welche mir außer häuslichem Glück auch den Boden geschenkt hat, auf welchem du jetzt stehst, und das Besitzthum, welches mein einziges Vermögen ausmacht. — Sie war ebenso wie du, Sophie, als wir unsere Geschicke vereinigten, bedeutend jünger als jetzt; dennoch aber hat die Zeit sie nicht so unbarmherzig behandelt wie dich. Du bist ja ganz verteufelt alt geworden."

War die Professorin einen Augenblick vorher roth geworden, so ward sie jetzt bleich; da aber der Baron daneben stand, und sie von alters her ihren Bruder kannte, so schwieg sie, und wendete sich mit einigen kalten, abgemessenen und herablassenden Worten zu ihrer Schwägerin.

Es lag in dem ganzen Benehmen der Frau von Krug gegen die Majorin ein in die Augen fallender Hochmuth; die Majorin aber war zu klug, als daß sie sich dadurch hätte verletzen lassen sollen. Sie benahm sich gegen ihre Schwägerin mit einfacher Freundlichkeit, der es gleichwol nicht an einem bestimmten Anstrich von Würde fehlte, sodaß der Hochmuth der Professorin daran sozusagen abprallte, ohne irgendwelche Wirkung auf die Person zu äußern, die er zu demüthigen wünschte.

„Dies ist wol deine Tochter?" sagte die Majorin, auf Albertinen zeigend.

„Ja, dies ist meine Tochter Albertine", antwortete die Professorin, mit einer Handbewegung nach der jungen Dame, welche in ein dunkles Seidengewand gekleidet

und mit einem italienischen Schäferhute auf dem Kopfe dastand wie eine Königin. Albertinens ungezwungene Haltung und schönes Gesicht waren der Grund, daß sie unwillkürlich zu ihrem Vortheil einnahm. Sie begrüßte ihren Onkel mit Freundlichkeit, und die Majorin mit dem Ausdruck der Herzlichkeit in ihrem Blick, obschon Frau von Krug streng alle Anzeichen von ehrerbietiger Ergebenheit untersagt hatte, weil ihre Schwägerin eine Emporkömmlingin aus dem großen Haufen war und blieb.

„Deine Söhne?“ sagte die Professorin, und zeigte auf Ernst und Arvid. Jenny hatte sich unwillkürlich hinter ihren Vater zurückgezogen.

„Wer ist dieses Mädchen?“ setzte die Professorin mit vornehmer Miene und einem Blick auf Jenny hinzu.

„Das ist meine Tochter Jenny, ein munteres, flinkes Mädchen, auf das ich nicht wenig stolz bin“, sagte der Major.

Frau von Krug reichte Jenny die Hand mit einer Bewegung, als ob ihre Meinung wäre, daß ihre Nichte die Hand küssen sollte. Jenny aber ergriff die dargebotene Hand blos und drückte sie herzlich.

„Wer sind denn diese Frauenzimmer, die du mithast?“ fragte der Major.

„Unsere Domestiken“, antwortete die Professorin, wendete sich zu der Majorin und bat dieselbe, ihr ihre Zimmer anzuweisen.

Mittlerweile hatte der Major den Baron in das große Zimmer geführt, und als Jenny gleich nach ihnen ebenfalls eintrat, rief der Baron mit einer bei ihm nur selten zu bemerkenden Lebhaftigkeit:

„Gnädiges Fräulein Jenny, kommen Sie mir zur Hülfe. Der Major will mir eine förmliche Schlacht liefern, weil Frau von Krug zwei Kammerjungfern mitgebracht hat, und behauptet geradezu, ich sei Ursache, daß er sie über den Hals bekommen. Das ist der Lohn

dafür, daß ich Bruder und Schwester miteinander ausgesöhnt habe!"

„Diese Aussöhnung wird keinen Segen bringen, sage ich Ihnen, lieber Baron; denn diese Adelsmanieren kann ich einmal nicht leiden, ebenso wenig als den ganzen Anhang, und will meine Schwester die adeliche Dame spielen, so kann sie es anderswo thun als bei mir."

„Papa, Papa, gib doch dem Baron keinen so schlechten Begriff von deiner Gastfreundschaft! Die Tante ist jetzt bei uns und —"

„Und wir haben den Teufel im Haus", unterbrach der Major. „Daran ist eben der Baron schuld."

„Er hat es aber ja in der besten Absicht gethan. Der Baron handelte vollkommen ritterlich und mit deiner Zustimmung, Papa, als er zwei Geschwister miteinander aussöhnte."

„Ach paperlapap, paperlapap! Gott sei Dank, da kommt der Doctor, und nun werde ich wol etwas anderes hören", rief der Major lachend. „Sie übernachten doch bei uns, Baron? Es lohnt nicht der Mühe, heute Abend noch vollends heimzureisen."

„Ich bleibe sehr gern", antwortete der Baron. „Es wird einem allemal schwer, Rönby zu verlassen, wo man sich so wohl befindet."

Es sah wirklich aus, als wäre unser Baron jetzt ein ganz anderer Mensch geworden, als da wir ihn bei der Professorin dem Leser vorstellten. Der gleichgültige, nichtssagende Ausdruck in seinem Gesicht war einem Schimmer von Leben und Gefühl gewichen, welcher den Zügen etwas weniger Einförmiges gab.

Als der Doctor dem Baron vorgestellt ward, flog eine leichte Röthe über die Stirn des letztern, und ein Anflug von Schüchternheit machte sich in seinem Gruß bemerkbar, verschwand aber sofort wieder.

Die Verbeugung des Doctors war kalt und stolz. Jenny dachte unwillkürlich:

„Mein Gott, wie klein sieht der Baron neben dem Doctor aus! Welche stattliche, edle Haltung, welche prächtige Stirn und welch ein Ausdruck von Verstand und Gefühl in den schönen Augen. Schon vorher sah der Baron eben nicht sonderlich aus, jetzt aber erscheint er vollends unbedeutend."

Eine halbe Stunde später trat die Professorin mit stolzer Haltung, hoch aufgerichtetem Haupte und vom Kopf bis zum Fuße in schwarzer Seide rauschend herein. Albertine folgte, ebenfalls in einem eleganten schwarzen Seidenkleid, welches über der Brust durch eine kostbare Nadel zusammengehalten ward.

Als sie eintrat, fielen Albertinens Augen auf den Doctor. Ein rosiger Hauch überzog ihre Wangen, und ein bezauberndes Lächeln beantwortete den Blick, welchen der Doctor auf sie heftete.

Dieses Lächeln sagte tausendmal mehr als der verbindlichste Gruß, weil es die Gefühle des Herzens und die Freude über das Wiedersehen des Geliebten aussprach. Weder der Blick des Doctors noch Albertinens Lächeln entgingen dem Baron.

Die Professorin begrüßte nun ihren Bruder, ihre Schwägerin und deren Kinder nach allen Regeln der Convenienz. Dann heftete sie ihre Augen auf den eleganten jungen Doctor, und der Major präsentirte denselben mit ironischem Lächeln:

„Meine Schwester, die Professorin Krug" — der Major ließ allemal das wichtige von weg, obschon die Professorin dieses höher schätzte als alles andere —, „Doctor Bergström".

Die Lippen der Professorin kniffen sich zusammen, ihre Augen schossen scharfe Blitze, und ihre Wangen gewannen eine höhere Farbe, als der Major den Namen des Doctors nannte.

Der junge Arzt verneigte sich ehrerbietig, aber ohne alle kriechende Demüth. Die Professorin beantwortete

seine Verbeugung mit einem kaum bemerkbaren Neigen des Kopfes, worauf sie ihrem Bruder einen wüthenden Blick zuwarf, und steifer als gewöhnlich ins Nebengemach weiterschritt, wo sie majestätisch auf dem Sofa Platz nahm.

Mittlerweile hatte der Major auch Albertinen dem Doctor vorgestellt, und auf sie ebenfalls einen spöttischen Blick geheftet; denn er erwartete, daß sie ebenso wie ihre Mutter denselben Ausdruck von verletztem Stolz zeigen würde; die junge Dame grüßte aber mit freundlichem Lächeln.

„Hm!“ dachte der Major, „sollte das Mädchen nicht so thöricht sein wie die Mutter? Bah! Bergström ist ein schöner Mann, und das Mädchen ist aller Wahrscheinlichkeit nach kokett.“

Die Majorin war eine liebenswürdige Wirthin, und sie machte von dieser ihr angeborenen Eigenschaft Gebrauch, um einen Schimmer von Behaglichkeit innerhalb des kleinen Familienkreises zu verbreiten, während man Kaffee trank.

Alle ihre Bemühungen aber scheiterten an dem hartnäckigen Schweigen und der stolzen Steifheit der Professorin. Die würdige Frau schien im höchsten Grade erbittert zu sein, daß sie sich genöthigt sah, mit einer Schwägerin aus so plebejischem Blute wie die Majorin, und mit einem Manne, der so unmittelbar aus dem großen Haufen stammte wie der Sohn ihres Gärtners, eine und dieselbe Luft zu athmen. Man sah, daß es ihr nur durch die gewaltsamste Anstrengung gelang, ihren Aerger zu unterdrücken.

Die Majorin sah ihren Gatten an, und merkte an seinen gerunzelten Augenbrauen, daß bald ein Sturm losbrechen würde. Um allen unangenehmen Auftritten vorzubeugen, schlug sie daher vor, einen Spaziergang hinaus in den Park zu machen, und als sie sich erhob, sagte sie leise zu dem Baron:

„Erzeigen Sie mir die Freundschaft, meine Schwägerin zerstreuen zu helfen.“



„Mein geringes Talent in dieser Beziehung steht Ihnen zu Diensten, Frau Majorin", antwortete der Baron, und eilte auf die Professorin zu, um ihr seinen Arm zu bieten.

Frau von Krug's Gesicht heiterte sich ein wenig auf, und sie erhob sich, indem sie zugleich den ihr dargebotenen Arm annahm.

Die jungen Leute umringten Albertinen, und führten sie mit sich hinaus in den Garten. Der Doctor ging natürlich auch mit. Am Gitterthor des Gartens verlor Albertine einen ihrer Handschuhe. Der Doctor hob denselben auf und überreichte ihr ihn. Als sie ihn aus seiner Hand empfing, flüsterte sie:

„Morgen früh 8 Uhr im Park."

Der Doctor verneigte sich schweigend, und Albertine ging an ihm vorbei. Arvid beeilte sich, Albertinens Cavalier zu werden, und der Doctor wendete sich zu Jenny.

Der Baron und die Professorin bildeten den Vortrab. Die Majorin war oben geblieben und sollte nachkommen. Der Major und Ernst kamen zuletzt. Die Professorin sagte zum Baron:

„Ich bin über die schlechten Manieren meines Bruders so empört, daß ich fast ganz außer Fassung gekommen bin. Mein Gott, in welcher Gesellschaft empfängt er Sie und mich!"

„Meine Gnädige, ich finde die Gesellschaft ganz charmant", lispelte der Baron, und heftete seine nun wieder stumpfen Augen auf Frau von Krug. „Die Majorin ist eine liebenswürdige Frau, die ihr Haus zu einem der angenehmsten im ganzen Orte macht."

Alles dies sagte der Baron in einem schleppenden Ton, der bei ihm so gewöhnlich war; ward er aber lebhaft, so bekam seine Sprache einen ganz andern Ausdruck.

„Aber ihre gemeine Herkunft gibt ihr doch etwas sehr Simples. Es ist jedenfalls schmerzlich, bedenken zu

müssen, daß eine solche Frau in meine Familie eingeführt worden ist, und nur meine Freundschaft und Achtung gegen Sie, Herr Baron, hat mich bewegen können, unter dieses Dach zu treten, wo ich gleichwol erwartet hätte, daß man auf meine und Ihre Anwesenheit, Herr Baron, mehr Rücksicht nähme und nicht —"

Die Professorin hustete.

„Und nicht — was wollten Sie sagen, gnädige Frau?" fragte der Baron mit einfältiger Miene.

„Und nicht den Sohn meines Gärtners ein Mitglied der Gesellschaft ausmachen ließe, und mir ihn vorstellte, als wenn er meinesgleichen wäre. Hätte mich nicht die Achtung vor Ihnen, Herr Baron, zurückgehalten, so hätte ich sogleich nach dieser von meinem Bruder mir zugefügten Beleidigung das Zimmer verlassen."

„Doctor Bergström soll aber ein geschickter Arzt sein und sehr tüchtige Kenntnisse besitzen."

„Das ist wol möglich, und es kann für die, welche seine Patienten sind, recht nützlich sein; aber es gibt ihm dies nicht das Recht, in einer Gesellschaft von guter Familie aufzutreten, als ob er ihresgleichen wäre."

„Es sind ja alle Menschen einander gleich, sagen die Demokraten."

Frau von Krug zuckte zusammen, als ob sie auf ein giftiges Thier getreten hätte, und heftete ihre scharfen Augen auf den Baron.

„Aber Sie, Herr Baron, huldigen doch nicht dergleichen Ansichten?"

„Meine Gnädige, ich bin Edelmann", lautete die Antwort des Barons, die er mit seiner eintönigen, schläfrigen Stimme hervorlispelte.

Beim Souper legte die Professorin einen in die Augen fallenden Stolz gegen den Doctor an den Tag, und ihrer Schwägerin war davon ebenfalls ein nicht ganz geringer Theil beschieden.

Diese ihre Bemühung aber, die Majorin dahin zu

bringen, daß sie sich gedemüthigt fühlte, verfehlte ihre Wirkung ganz; denn das Gesicht der Majorin gab fortwährend dieselbe ruhige und milde Würde zu erkennen. Ihre Art und Weise war stets zuvorkommend und verbindlich.

Der Doctor dagegen lächelte mitleidig, und wechselte dann einen ausdrucksvollen Blick mit Albertinen, welcher zu sagen schien: „Siehst du, mit welcher Verachtung deine Mutter mich behandelt?“

Der Major glich einer Gewitterwolke, von der man jeden Augenblick befürchtete, daß sie losbrechen würde. Dank den Bemühungen des Barons und der Majorin aber trennten sich am Abend die beiden Geschwister, ohne daß es zu irgendeinem Auftritt zwischen ihnen gekommen wäre.

Als die Professorin und Albertine sich auf ihre Zimmer begaben, verweilten die Majorin und Jenny noch im Saale, wo sie einiges zu besorgen hatten. Mutter und Tochter sahen einander an, und endlich holte die Majorin einen tiefen Seufzer, wie um einmal ordentlich aufzuathmen. Jenny brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ist das nicht drollig, liebes Mütterchen?“ fragte sie ihre Mutter.

„Nein, es wird eine sehr peinliche Zeit werden, wenn Sophie nicht etwas von ihrem Uebermuth ablegt. Ich sah Papa an, daß ein Sturm dem Ausbruch nahe war. Weißt du, Kind, es thut mir sehr leid, daß der Doctor in unserm Hause auf so abstoßende und verletzende Weise behandelt wird, ebenso wie daß Papa nun während dieser ganzen Zeit auf gereizter und schwieriger Laune sein wird.“

Die Majorin setzte sich, Jenny nahm neben ihr Platz und sagte in heiterm Tone, während sie ihr die Hände küßte:

„Schlage dir alle peinlichen Gedanken aus dem Sinne, liebes Mütterchen. Der Doctor schien für die Ungnade der gnädigen Tante nicht sehr empfindlich zu sein, und

ebenso wenig durch ihren Uebermuth verletzt zu werden' sondern fand dieses Benehmen im Gegentheil höchst spaßehaft — das sah ich ihm an. Was mich betrifft, so kam sie mir vor wie ein Gespenst aus frühern Zeiten, wie eine Burgfrau, die bereit ist, ihre adeliche Ehre mit Schwert und Lanze zu vertheidigen. Mein Gott, Mama, wie lächerlich sah Tante Sophie aus, als sie auf mich zeigte und fragte: «Was ist denn das für ein Mädchen»; und als sie mir die Hand reichte, glich sie der Kaiserin von China, wenigstens stelle ich mir diese so vor."

„Du bist glücklich, daß du über alles scherzen kannst."

„Willst du, daß ich weine?"

„Nein, Jenny; ich liebe dich so wie du bist, und dein heiteres Geplauder ist mir stets Trost und Erholung."

„Du mußt mir versprechen, nicht mehr so b kümmert auszusehen. Weißt du, Mama, ich fühlte mich ordentlich stolz auf dich, als du Tante Sophiens hochtrabende Worte und Geberden mit der dir eigenen sanften Würde aufnahmst, und sie fühlen ließest, daß du viel zu hoch stehst, um durch ihre Sarkasmen über Geburt und Ahnen verletzt werden zu können."

„Aber, Jenny, dies war eine nur scheinbare Ruhe. Deine arme Mutter ist keineswegs vollkommen, sondern sie fühlte die Stiche nur zu wohl, obschon sie viel zu stolz war, um jemand anders außer dir es wissen zu lassen."

„Ach du gute, du liebenswürdige Mama! Ich möchte vor dir niederknien, wenn du so sprichst. Ernst hat recht, wenn er sagt, daß deinesgleichen in der ganzen Welt nicht zu finden ist."

„Verdiene ich dieses Lob wirklich, Jenny, da ich ja eben jetzt die Schwäche gestanden, daß ich mich durch das Benehmen deiner Tante verletzt fühlte?"

„Ebendeshalb weil du eine so treffliche Mutter bist, die es nicht darauf anlegt, in einem andern Licht erscheinen zu wollen, als in dem einer liebenswürdigen Frau, die in ihren erwachsenen Kindern ihre besten Freunde hat;

ebendeshalb ist deine Macht über uns so groß, unsere Bewunderung für dich so grenzenlos."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür zwischen dem Salon und dem Schlafzimmer, und der Major steckte den Kopf herein. Das Gesicht war barsch und die Stirn streng, während er sagte:

„Wie lange wird es Ihnen belieben, Madame, hier zu sitzen und zu schwatzen, und mich vom Schlaf abzuhalten? Ich sollte meinen, es wäre nun heute genug geplaudert worden."

Die Majorin erhob sich sogleich, küßte die Tochter auf die Stirn und ging dann hinein zu ihrem Gatten.

Der Major hatte sich im Schlafzimmer auf das Sofa geworfen, und schlug mit dem Absatz auf die Diele, während er auf dem Tische einen Sturmmarsch trommelte.

„Es ist wirklich erbaulich zu sehen, wie mir im Hause gehorcht wird! Gleichwol glaube ich, daß meine Worte ziemlich nachdrücklich gesprochen werden, und die Wirkung äußern sollten, daß man es sich nicht zum Vergnügen machte, derselben zu spotten."

„Lieber Gustav, worin habe ich denn deinen Willen übertreten?" fragte die Majorin ruhig; an ihrer bleichen, bekümmerten Stirn aber konnte man sehen, daß diese Vorboten eines ehelichen Ungewitters einen schmerzlichen Eindruck auf sie machte.

„Worin?" rief der Major und trommelte nun mit den Knöcheln. „Willst du deinen Spott mit mir treiben, oder was soll diese impertinente Frage sonst bedeuten? Gerade als ob du nicht wüßtest, was mich ärgert! Du weißt es ebenso gut als ich, aber es ist deine Freude, mir zu trotzen. Nimm dich aber in Acht, meine Geduld kann einmal ein Ende nehmen, und dann —"

„Ich versichere dir, mein Freund, daß es stets absichtlos und im vollkommenen Widerspruch mit meinem

eigenen Wunsche geschieht, wenn ich etwas gegen deinen Willen thue."

„Larifari! — Ganz gewiß geschah es gegen dein besseres Wissen, daß du heute Abend drei Gerichte brachtest, obschon ich dies ein für allemal untersagt habe."

Die Majorin sah ihren Mann mit verlegener Miene an. Sie hatte niemals ein solches Verbot über seine Lippen kommen hören. Der Major, der ihre veränderte Miene gewahrte, fuhr von dem Sofa empor und schrie zornig:

„Wenn du nur für einen Heller Urtheilskraft besäßest, so hättest du einsehen müssen, wie verächtlich es von dir gehandelt war, durch eine Masse Gerichte diesem hoffärtigen Geschöpf, meiner Schwester, Aufmerksamkeit zu beweisen. Du hättest vielmehr ein ganz frugales Abendbrot auftischen und dadurch zu erkennen geben sollen, daß du trotz alles ihres Hochmuths sie nur als eine nahe Verwandte betrachtest. Ganz im Gegentheil aber ließest du dir angelegen sein, wie für eine königliche Person Torten und andern dergleichen verwünschten Kram aufzutischen, und dich gegen sie so süß und zuvorkommend zu zeigen, daß du meine ganze Galle in Gärung brachtest. Begreife doch einmal, daß du in demselben Augenblick, wo du mein Weib wardst, ihresgleichen geworden bist, und lege zum Teufel endlich dieses kriechende Wesen ab!"

„Mein kriechendes Wesen? Ist dieser Ausdruck nicht zu streng?"

„Schweig' und höre, was ich sage! Dieser unnöthige Aufwand bei Tische war eine Kriecherei; da du aber nicht weißt, was sich schickt, so will ich dir es begreiflich machen. Merke dir daher, was ich jetzt befehle. Solange Sophie hier ist, darf auf unsern Tisch nichts weiter kommen, als wir selbst in der Regel zu speisen pflegen — weder mehr noch bessere Gerichte. Hast du mich verstanden!"

„Ja!"

Die Majorin ging auf ihren Gatten zu, legte ihre Hand auf seinen Arm, sah ihm sanft und bittend ins Gesicht und sagte:

„Sei nicht bös!"

Eine Thräne zitterte an ihren Wimpern.

„Aha, nun geht es los! Es ist doch zum Teufelholen, daß du kein Wort mit dir reden lässest, ohne sogleich zu flennen wie ein kleines Kind. Viel besser wäre es, wenn du gehorchtest, und nicht meinem Willen entgegenhandeltest. Aber ich rathe dir, Malin, nicht noch einmal meinen Willen zu übertreten!"

Damit ging der Major hinaus in den Salon, und schlug die Thür hinter sich zu. Die Majorin setzte sich auf das Sofa nieder, stützte den Kopf auf die Hand, und einige Thränen sickerten ihr durch die Finger. Sie trocknete dieselben aber schnell, als sie ihren Mann zurückkommen hörte. Der Major legte sich zu Bett, ohne seiner Frau ein freundliches Wort zu sagen.

Elftes Kapitel.

Als die Professorin und Albertine in das Zimmer der erstern hinaufkamen, wechselten Mutter und Tochter einige Worte, die als Gegenstück der Unterredung dienen konnten, welche die Majorin und Jenny miteinander geführt hatten.

Albertine näherte sich ihrer Mutter, um ihr gute Nacht zu wünschen, und sich in ihr Zimmer zu begeben, welches sich in der andern Hälfte der Etage befand.

„Bleib', ich habe dir etwas zu sagen", hob die Professorin an und gab Martha einen Wink, das Zimmer zu verlassen.

„Ich bin", fuhr sie dann fort, „sehr unzufrieden mit deinem Mangel an Takt und der geringen Rücksicht, die du auf das nimmst, was deinem Range zukommt. So zum Beispiel kommst du deiner Tante entgegen, als ob sie von ebenso guter Herkunft wäre wie wir, mit einer Ehrerbietung, die bei einem Fräulein von Krug einer Mamsell Pehrsson gegenüber nicht am Platze ist. Du scheinst zu vergessen, daß du in der Art und Weise eine gemessene Höflichkeit an den Tag legen mußt, welche alle Vertraulichkeit fernhält. Wenn du ein für

allemal meine Lehren im Gedächtniß behieltest und dir aufmerksam ein Beispiel an mir nähmest, so würdest du nicht fortwährend übertreten, was sich schickt. Glaubst du vielleicht, daß nur ein Schatten von Achtung vor dir selbst und dem Stande, dem du angehörst, in der Art und Weise lag, auf welche du den Menschen, den Sohn meines Gärtners, begrüßtest? Wenn er ein Edelmann vom ersten Range gewesen wäre, so hätte dein Gruß nicht zuvorkommender und artiger sein können, und dieses unpassende Benehmen verbitte ich mir für die Zukunft. Verstehst du, ich will nicht, daß du auf solchem Fuße mit dergleichen Leuten umgehst, und ebenso wenig will ich etwas von Vertraulichkeit mit dieser Bauerdirne, deiner Cousine, wissen. Schickt es sich wol, Fremde in einem baumwollenen Kleide zu empfangen — in einem Costüm, welches schlechter ist als das einer Kammerzofe? Wie aber könnte man auch verlangen, daß die Tochter der Mamsell Pehrsson es besser verstehe! Die Mutter war ja selbst gekleidet wie eine Haushälterin. Dein eigener Verstand muß dir sagen, daß diese Menschen niemals mit uns auf vertrauten Fuß kommen können. Im Fall du dich versucht fühlen solltest, dies zu vergessen, so erinnere dich, daß ich alle nähere Bekanntschaft, als welche die Höflichkeit während unsers Verbleibens hier erfordert, verbiete. Nun kannst du auf dein Zimmer gehen. Gute Nacht."

Ohne ein Wort auf diese lange Rede zu entgegnen, verneigte sich Albertine tief vor ihrer Mutter, und küßte die ihr dargebotene Hand. Es lag aber dabei in ihren Bewegungen etwas Eiskaltes, was ihr Aehnlichkeit mit einem Marmorbilde gab, und als sie den Kopf wieder emporrichtete, ruhete ein Zug von unbeugsamem Stolze auf der breiten Stirn und in dem tiefblauen Auge.

Die Professorin hatte ihren Blick unverwandt auf die Tochter geheftet, und da sie in ihrem ganzen Wesen nur Stolz und Kälte las, so runzelte sie die Augenbrauen und sagte in ihrem scharfen schneidenden Tone:

„Ein wenig mehr Demuth, wenn du deiner Mutter gute Nacht sagst!“

Ein bitteres Lächeln kräuselte Albertinens Lippen. Sie öffnete dieselben, um etwas zu sagen, schloß sie aber wieder, und machte eine noch tiefere Verbeugung, worauf sie das Zimmer verließ und sich auf das ihrige begab.

Jenny saß in ihrem Zimmer mit dem Flechten ihres Haars beschäftigt, während sie dachte:

„Meine arme gute Mama, die nun Papas schlechte Laune ertragen muß; denn ich sah an dem Ausdruck seines Gesichts, daß er die Schale seines Zorns über sie ausgießen würde. Sonderbare Wesen sind doch diese Männer, welche stets die Frau zum Sühnopfer machen, und dennoch liebt Papa meine gute Mama so grenzenlos. Ach wer liebte sie wol nicht? Papa fühlt auch, wenn er auf guter Laune ist, recht wohl, wie viel Dank und Liebe er ihr für alle ihre Geduld und Fügsamkeit schuldig ist. Ja, das thut er. Morgen wird er sie um Entschuldigung bitten, und dann, dann wird sie ihn so freundlich und gut anlächeln! Es ist doch kein gar so beneidenswerthes Los, verheirathet zu sein, glaube ich!“

Jenny ließ die Hände sinken, während sie in Gedanken fortfuhr:

„Und dennoch liegt etwas Bezauberndes darin, einen strengen und harten Mann zu der Einsicht zu bringen, daß man seines Lebens guter Genius ist, wie Papa zuweilen Mama nennt. Ja, ich heirathe ganz bestimmt.“

Jenny fing an zu lachen, während sie zugleich in Gedanken weitersprach:

„Mir ist es aber dennoch vielleicht nicht gegeben, ein Engel zu werden; ich habe vielleicht etwas von der Tante Sophie in mir, und wird der Baron mein Opfer, so



treibe ich ihn vielleicht auch hinauf in die Dachstube, gerade wie meine gnädige Tante den guten Professor."

Jenny lachte wie eine Närrin.

„Das muß ich Mama sagen!" setzte sie hinzu.

Als Jenny mit ihrer Abendtoilette fertig war, trat sie ans Fenster, hob die Augen empor zu dem klaren Sonnenhimmel, faltete die Hände und flüsterte ein heißes Gebet für ihre Aeltern und Brüder, welches sie mit den Worten schloß:

„O, du milder Vater! Lehre mich meine Wege so wandern und meine Pflichten so lieben, daß ich dereinst meiner Mutter gleiche."

Zehn Minuten später schlummerte sie den ruhigen Schlaf der Jugend, umschwebt von heitern goldenen Träumen.

Als Albertine in ihr Zimmer kam, warf sie sich aufs Sofa und drückte die Hände fest auf die Brust, während sie mit zusammengepreßten Lippen murmelte:

„Ein Tag, ein entsetzlicher Tag wird kommen, wo mein Herz nicht mehr im Stande sein wird, die Gefühle, die es jetzt einschließt, zu bergen, und dann — dann werden furchtbare Worte über meine Lippen kommen. Kann ich wol diese Mutter lieben, welche mit eiserner Hand jeden Keim von Liebe in meiner Brust zu ersticken gesucht hat? Nein, nein!" rief sie, sprang auf und stampfte mit den Füßen. „Nein, tausendmal nein! Hat sie nicht mein Herz durch ihren Stolz verpesten gewollt? Hat sie mich nicht durch ihre tyrannische Strenge falsch und heuchlerisch gemacht? O Gott, wie unglücklich bin ich doch!"

Albertine barg das Gesicht in den Händen und weinte.

„Was fehlt dir, Albertine?" flüsterte eine sanfte und freundliche Stimme, und sie fühlte eine kleine Hand die ihrige fassen.

„Ach, Minna", stammelte Albertine, schlang ihren

Arm um Minna's Hals, und neigte weinend das Haupt an ihre Schulter.

„Weine nicht, ich habe etwas in meiner Tasche, das dir Trost bringen wirst", sagte Minna, und zog behutsam ein Billet heraus.

Wenn die beiden Mädchen allein waren, nannten sie einander du; im Beisein der Professorin aber nannte Minna Albertinen stets „Sie" und „mein Fräulein".

„Von Richard?" fragte Albertine, den Kopf emporrichtend, während ein Blitz der Freude durch ihre Thränen hindurchleuchtete. Sie riß den Brief ungeduldig auf, und las ihn mit glühenden Wangen und gewaltig klopfendem Herzen. Nachdem sie ihn gelesen, drückte sie ihn an ihre Lippen, an ihr Herz, und rief jubelnd:

„Welch eine Thörin war ich, daß ich weinte! Besitze ich nicht seine Liebe, und diese kann sie mir nicht nehmen!"

Sie streckte die Hand nach der Thür aus, und rief in beinahe höhnischem Ton:

„Bis in den Tod werde ich ihn lieben, und da sollst du mit all deiner Tyrannei mich nicht zurückhalten, Mutter!"

Mit diesen Gedanken ging Albertine zur Ruhe, nachdem sie noch eine Weile mit Minna überlegt, wie sie den nächstfolgenden Tag Richard im Parke treffen könnte, ohne von jemand bemerkt zu werden.

Als die Majorin am nächstfolgenden Morgen in den Saal oder das große Zimmer, wie man es gewöhnlich zu nennen pflegte, trat, traf sie hier ihren Gatten. Er kam seiner Frau entgegen, ergriff sie bei beiden Händen, und sagte mit einem treuherzigen Blick in ihre Augen:

„Bist du bös auf mich?"

„Welche Frage, Gustav! Wann wäre ich wol bös auf dich gewesen?" entgegnete die Majorin, indem sie ihren Gatten lächelnd ansah.

Der Major setzte sich auf einen Stuhl, und zog seine Frau auf seine Knie.

„Aber du gibst doch zu, daß du mich gestern Abend unbilliger fandest als es erlaubt ist.“

„Gestern Abend, ja; aber heute habe ich alles vergessen.“

„Alles?“

„Außer deinen so bestimmt ausgesprochenen Willen.“

„Ja, Malin, du wirst mir den Willen thun, und und um meiner hochmüthigen Schwester willen unsere Lebensordnung nicht stören. Ich könnte ganz desperat werden, wenn ich daran denke, mit welchem Uebermuth sie dich behandelte, und wie unhöflich sie sich gegen den Doctor benahm. Aber warte nur, ich will sie schon lehren, daß sie nicht werth ist, dir den Staub von den Füßen zu kehren. Ueberdies hat sie noch etwas ganz Besonderes darauf gut, daß sie mein Gemüth in eine Gärung versetzte, welche mich verleitete, mich an dir zu vergehen.“

„Ach, sprich doch nicht davon — das ist ja vergessen, mein Freund.“

Indem die Majorin dies sagte, fuhr sie ihrem Gatten mit ihrer kleinen Hand über die Stirn.

„Und du bist nicht ärgerlich?“

„Nein, Gustav; sehe ich wol ärgerlich aus?“

Der Major schlang seinen Arm um sie, und betrachtete sie mit einem Blick, der sicherlich ebenso warm, ja vielleicht wärmer war als der, womit er vor siebenundzwanzig Jahren ihre Hand begehrt.

„Dank!“

Ein Kuß begleitete dieses einzige Wort, welches in einem Ton gesprochen ward, der ausdrucksvoller war als eine ganze lange Geschichte.

„Versprich mir eins, Gustav.“

„Und dies wäre?“

„Daß du deiner Schwester kein Wort sagst, daß —“

„Daß ich mir ihre vornehmen Mucken gefallen lasse? Nein, Malin, das kann ich nicht versprechen.“

„Thue es um meinetwillen! Siehst du, mein Freund,

ich habe auch meinen Stolz, meine Eitelkeit, und diese beiden würden leiden, wenn du deiner Schwester merken ließest, daß ihre Absicht, mich zu verletzen, geglückt ist; oder wenn du jetzt, nach der Versöhnung, mich wieder zu einer Ursache der Uneinigkeit zwischen euch machtest. Ach, wenn du mich wirklich so lieb hast, wie du oft sagst, so erfülle meine Bitte! Glaube mir, wenn deine Schwester meine Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit gegen ihre Bemühungen, mich zu demüthigen, sieht, so wird sie sich von selbst genöthigt sehen, ihr Benehmen zu ändern. Der Verdruß über das Mislingen ihres Bestrebens wird für sie bitterer sein als alles, was du äußern kannst. Dagegen wird für sie stets ein Triumph darin liegen, wenn du ihr merken lässest, daß ihre Stiche getroffen und Wunden zurückgelassen haben."

„Malin, diese Stiche haben nicht blos mich, sondern auch dich verwundet. Ich weiß, wie empfindlich du bist, und ich sehe auch ein, daß ihre Worte Nadelstiche sind, welche unaufhörlich schmerzen."

„Es mag sein, daß ich es so empfinde; aber es schmerzt mich nichts, wenn ich deinem Blick begegne, und in diesem lese, daß ich dir theuer bin. Solltest du dagegen deiner Schwester etwas sagen, so würde ich mich sowol gedemüthigt als unglücklich fühlen. — Gib daher nach, Gustav, und erfülle ein einziges mal meinen Wunsch."

„Ein einziges mal! Geb' ich denn niemals nach?"

„Selten", entgegnete die Majorin lächelnd.

„Wohlan, Malin, es geschehe denn wie du willst. Ich bin dir diese Nachgiebigkeit um der Thränen willen schuldig, die ich dir gestern Abend ausgepreßt. Nicht ein Wort will ich Sophien mit Bezug auf dich sagen, desto mehr aber hinsichtlich ihres unverschämten Benehmens gegen den Doctor, unsern Gast, im Fall sie damit fortfährt."

„Aber —"

„Sag' nichts weiter, Malin! Ich habe deinen Wunsch erfüllt, nun verlange nichts mehr von mir."

Der Major küßte seine Gattin und verließ das Zimmer.

Als der Major die Thür des Salons geschlossen hatte, öffnete sich die Thür des Schlafzimmers, und Jenny zeigte ihr lächelndes frisches Gesicht, welches trotz der hellfarbenen Augen, der großen Nase und des kleinen Mundes unbeschreiblich hübsch aussah.

„Darf man hineinkommen?" fragte sie.

„Ja, komm!"

„Es muß gestern Abend ein Ungewitter gegeben haben", sagte Jenny, nachdem sie die Mutter geküßt, „und heute hat es viele viele Küsse gesetzt, sodaß du aussiehst wie der pure Sonnenschein, Mütterchen. Hat der Alte Buße gethan und Besserung gelobt?"

„Ach, Jenny, der Papa ist sehr gut! Wie leicht kann man seine Heftigkeit übersehen und vergessen, wenn er, wie heute, seine Uebereilung durch seine Zärtlichkeit tausendfältig wieder gutmacht."

„Aber doch wäre es noch weit besser, wenn er niemals heftig würde."

„Mein Himmel, dann fänden ja aber auch diese Augenblicke liebevoller Versöhnung niemals statt", sagte die Majorin lächelnd.

„Du nimmst also das Schlimme gern um der guten Folgen willen hin."

„Ja wohl. Ich wäre nicht Weib, wenn Papas Heftigkeit unbehagliche und bittere Gefühle in meiner Brust zurückließe, sobald er dieselben mit Liebe zu versöhnen gesucht."

„Aber, sage mir, wie glaubst du wol, daß Tante Sophie den Ausbruch seiner schlechten Laune aufnehmen würde, im Fall sie seine Frau geworden wäre? Daran habe ich schon oft gedacht."

„Liebe Jenny, Tante Sophie ist für den Mann, den sie bekommen, eine gute und ordentliche Frau. Alle Gemüthsarten passen nicht zusammen."

„Ich möchte blos wissen, was Onkel Georg über ihre

Vortrefflichkeit sagen würde, wenn er gezwungen wäre, sich auf sein Gewissen darüber auszusprechen."

„Jenny, du bist ein schlimmes Kind."

„Nun, was thut das, wenn wir unter vier Augen sind? Du kannst ganz ruhig sein, Mütterchen! Wenn ich mit fremden Personen über meine gnädige Tante spreche, so geschieht es stets mit aller Achtung; denn du mußt wissen, daß ich viel natürliche Anlage habe, ihr zu gleichen, und dies wollte ich dir eben mittheilen. Wenn ich zufällig den Baron zum Manne bekäme, so würde ich mir die Tante zum Muster nehmen. Sieh mich nur deswegen nicht so verwundert an, — ich fühle in mir den bestimmten Beruf, in ihre Fußtapfen zu treten."

„Närrin!" sagte die Majorin, und klopfte die Tochter auf die Wange. „Hast du schon an das Frühstück gedacht?"

„Ja, dieses ist in Ordnung; da es aber erst 7 Uhr ist, und die Frühstücksstunde erst um 9 Uhr, so beabsichtige ich eine kleine Promenade zu machen. — Apropos, die Tante hat sich Kaffee, Butter und Brot hinauf in ihr Zimmer bestellt."

„Dann frühstückt sie also nicht mit uns?"

„Nein, dieser Ehre werden wir nicht theilhaftig. O, da sehe ich den Baron im Parke herumsteuern, und ich muß ihn nothwendig wegen einer Mittheilung treffen, die ich dem edlen jungen Manne zu machen habe, welcher aussieht, als wenn er im Schlafe wandelte. Adieu, Mütterchen, — sieh nicht so verwundert aus. Er soll mir blos einen Auftrag ausrichten."

Jenny nahm ihren Hut und eilte hinaus, während sie der Mutter ein Kußhändchen zuwarf.

Zwölftes Kapitel.

Während Jenny fröhlich und heiter über den Hof eilte, und das Gitterthor des Parks mit großer Gewalt hinter sich zuwarf, damit der Baron sich umdrehen sollte, um zu sehen, wer es wäre, schlich sich Albertine, von Minna begleitet, nach dem entlegensten Theil des Parks, und begegnete dem Doctor an dem Thore, welches in den Wald hinausführte.

Albertine nahm seinen Arm, und sie gingen miteinander aus dem Park hinaus. Sie vertieften sich in den Wald, während Minna ihnen in einer Entfernung von einigen Schritten folgte.

Ihre Unterredung war nicht von besonderer Bedeutung. Alle Unterredungen zwischen Liebenden sind einander gleich. Sie beginnen mit Liebe und schließen mit Liebe.

Während aber Albertine den Doctor der Unwandelbarkeit ihrer Gefühle versicherte, und beide Pläne für die Zukunft entwarfen, fand zwischen Jenny und dem Baron eine Zusammenkunft von ganz anderer Beschaffenheit statt.

Jenny's Manipulation mit dem Gitterthore hatte die gewünschte Wirkung geäußert. Der Baron drehte sich um, und da er Jenny erblickte, so gebot ihm die Höflichkeit, stehen zu bleiben.

Wir sind als Erzähler verpflichtet, der Wahrheit gemäß zu bekennen, daß der Baron in diesem Augenblick die Gebote der Höflichkeit weniger angenehm fand. Er war nämlich im Begriff, eine kleine Spionage zu beginnen, welche sich um den Doctor und Albertinen drehte; denn er hatte zu seiner Verwunderung beide den Weg nach dem Park hinunter nehmen sehen, und dies morgens gleich nach 7 Uhr.

„Schon so zeitig außer dem Hause?“ sagte er.

„O, es ist nicht so gar zeitig“, antwortete Jenny; „Sie aber, Herr Baron, haben sich vielleicht in einem beabsichtigten Ausflug unterbrechen lassen, blos um mich zu begrüßen?“

„Nun, wenn dem auch so wäre, so hätte ich ja ein kleineres Vergnügen gegen ein größeres ausgetauscht.“

„Sie sind allzu artig, Herr Baron, vergessen aber darüber unser Uebereinkommen, welchem gemäß wir einander versprachen, gute Nachbarn und treue Freunde zu sein, und deshalb einander niemals Artigkeiten auf Kosten der Wahrheit zu sagen.“

„Habe ich gegen dieses Uebereinkommen gefehlt?“ fragte der Baron in lebhafterm Tone als gewöhnlich.

„Ja, das haben Sie, Herr Baron.“

„Wann denn?“

„Eben jetzt, als Sie aus Artigkeit mich begrüßen mußten und dadurch abgehalten wurden, Ihre Promenade weiter fortzusetzen. Ich sah Ihnen an, daß dieser Aufenthalt Ihnen unangenehm war. Leugnen Sie das, wenn Sie können!“

„Ihnen gegenüber, Fräulein Jenny, sage ich niemals eine Lüge, und deshalb leugne ich auch nicht“, entgegnete der Baron, und sein Gesicht bekam plötzlich einen Anflug von ein wenig Seele.

„Danke — jetzt gefallen Sie mir, Baron, und ich will meinerseits gestehen, daß ich darauf rechnete, Sie würden stehen bleiben und mich anreden.“

„Dann haben Sie mir also etwas zu sagen?“

„Ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.“

„Und diese wäre?“

„Sie müssen Ihren Einfluß auf meine Tante aufbieten und sie dadurch bewegen, in ihrer Art und Weise mehr Höflichkeit gegen uns alle zu zeigen; denn sonst wird Papa sehr bald Feuer fangen, und dann bekommen wir hier einen stürmischen Auftritt. Wollen Sie uns, meiner Mama und mir, diese Gefälligkeit erzeigen, Herr Baron?“

„Können Sie daran zweifeln, Fräulein Jenny? Meine Freundschaft gegen Ihr Haus sollte doch so bekannt sein, daß die Erfüllung eines solchen Wunsches niemals in Frage gestellt werden könnte. Alles, was ich in der Sache thun kann, werde ich thun; leider aber ist mein Einfluß auf Frau von Krug kein sehr großer.“

„O sagen Sie das nicht! Sie sind der einzige, der einige Gewalt über sie hat.“

„Woher wissen Sie das, Fräulein Jenny? Sie haben ja die Professorin und mich nur einige Stunden beisammen gesehen.“

„Ersteres sagten Sie zu Papa, als Sie ihn mit der Professorin aussöhnen wollten; Sie glaubten, eine gewisse Macht über sie zu haben; und später bin ich selbst zu dem Schlusse gekommen, daß Sie mit Ihrem Range ihr unwillkürlich imponiren müssen.“

„Sie sagen dies, Fräulein Jenny, ganz so, als ob Sie meinen Rang verlachten“, lispelte der Baron.

„Das thue ich auch!“

„Sie lachen also über den Adel und den Adelstand?“

„Ja, zuweilen.“

„Und der Grund?“

Der Baron fächelte mit seinem Taschentuch, und sah ungeheuer blasirt und müde aus.

„Wollen Sie ihn wissen?“

„Allerdings. Aber können wir uns nicht hier ein wenig niedersetzen?“

„Nein, durchaus nicht. Bewegung ist wohlthätig, und Sie werden nicht behaupten wollen, daß Sie so früh am Morgen schon müde seien.“

„O nein — es ist blos so drückend warm. Aber lassen Sie mich hören, was Sie gegen den Adel haben.“

„Daß er verweichlicht. Sie, zum Beispiel, ein junger Mann mit von Natur gutem Verstand — ja sogar reichen Geistesgaben — wie wenden Sie Ihr Leben und Ihre Zeit an? Sie vergeuden dieselbe in weichlicher, verschwenderischer Unthätigkeit. Sie sind reich, ja sogar sehr reich; aber welchen Nutzen schaffen Sie mit Ihrem Reichthum? — Sie haben Vergnügungen aller Art so viel genossen, bis Sie des Vergnügens überdrüssig geworden sind. Jetzt, wo Sie von Zerstreuungen übersättigt sind, leben Sie größtentheils hier auf dem Lande; aber wie leben Sie? Zum Theil bringen Sie den Tag auf dem Sofa zu, oder Sie reiten zu einem Ihrer Nachbarn, um die endlos langen Stunden hinzubringen; und inzwischen lassen Sie Ihre Inspectoren Ihre Güter verwalten und Ihre Untergebenen drücken, während Sie selbst durch Lebensüberdruß und Mangel an Beschäftigung abgestumpft werden.“

„Das ist bei meiner Ehre ein eben nicht anziehendes Conterfei; aber, Fräulein Jenny, diese meine Fehler sind doch nicht eine Folge meiner adelichen Geburt?“

„Ja wohl — einzig und allein. Sie Edelleute halten alle fest an einem eingewurzelten Glauben an Ihren bessern Ursprung, und dies macht, daß Sie Ihre Kinder zu Weichlingen und Taugenichtsen heranziehen. Wenn ein Edelmann Vermögen besitzt wie Sie, so wird es ihm von Kindheit an zur Gewohnheit, andere für sich denken und handeln zu lassen. Er selbst hält sich für zu gut, und glaubt von zu edlem Ursprunge zu sein, als daß er sich zum Arbeiten entschließen dürfte. Wären Sie von

bürgerlicher Abkunft, trügen Sie nicht einen seit uralter Zeit berühmten Namen, so hätten Ihre Aeltern, wären Sie auch noch so reich gewesen, Ihnen eine Erziehung gegeben und Ihnen Gewohnheiten beigebracht, die es Ihnen unmöglich gemacht haben würden, das unthätige Leben hinzuschleppen, welches sie jetzt führen. Sie hätten dann Ihre Besitzungen verwaltet, Antheil an den Angelegenheiten der Gemeinde genommen, die Versammlungen der Landwirthe besucht, sich für jeden Fortschritt interessirt, und Wohlergehen und Glück um sich her verbreitet."

Der Baron betrachtete Jenny, während sie sprach, mit einem Ausdruck von wirklichem Interesse.

„Aber es hätte doch leicht geschehen können, daß ich dennoch einem bequemen Leben den Vorzug gegeben hätte."

„Das ist wol möglich, aber gleichwol weniger wahrscheinlich, weil Sie nicht von Kindheit an in diese verweichlichenden Gewohnheiten eingeweiht worden wären. Ach, Herr Baron, wenn ich ein Mann wäre, so würde ich mich schämen, meine Tage so zu verleben wie Sie, ohne meinen Mitmenschen zu nützen, ohne für die Erreichung eines bestimmten Ziels gelebt zu haben. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich die Schätze, welche die Vorsehung mir geschenkt, verschwendete; wenn ich, anstatt meinen Geist zu veredeln, denselben in träge Gleichgültigkeit gegen alles versinken ließe, was den Menschen interessiren und beleben kann."

„Ich bin aber nicht von jeher so gleichgültig gewesen."

„Nein, denn ich selbst erinnere mich der Zeit, wo Sie anders waren. Sie warfen sich aber blindlings in die Arme des Vergnügens, und blieben in denselben liegen, bis die Zauberkraft desselben erloschen, bis alles Interesse am Leben in Ihrer Seele erstorben war. Ganz und gar verändert kamen Sie hierher zurück. Zürnen Sie mir aber nicht, sondern betrachten Sie das, was ich gesagt, als von einer wahren Freundin gesagt."

„Ich sollte Ihnen zürnen, Fräulein Jenny? Nimmermehr!"

„Und nun leben Sie wohl. Ich stelle Ihnen nun frei, umherzustreifen, wo es Ihnen beliebt; aber vergessen Sie nicht, daß Sie bei meiner Tante eine Mission zu erfüllen haben."

„Sie haben mir diese Mission aufgetragen, und glauben Sie mir, daß ich dieselbe nicht vergessen werde. Erlauben Sie mir inzwischen, Sie aus dem Parke hinauszubegleiten. Der Zweck meiner Wanderung ist für heute verfehlt, und ich möchte gern noch eine Weile Ihre Moralpredigt anhören."

„Nein, jetzt nicht; ich habe einen Auftrag an Waldhüters Lena, welche krank ist."

„Darf ich da nicht mitkommen?"

„O ja, sehr gern. Sie können bei dieser Gelegenheit sehen, wie es in der Wohnuug des Armen aussieht — ein Anblick, den Sie bis jetzt sicherlich noch nicht kennen gelernt haben."

Dreizehntes Kapitel.

Man hatte zu Mittag gespeist, und die Gesellschaft war unter den großen Linden im Hofe versammelt, um Kaffee zu trinken.

Der Doctor, der Major und Ernst saßen in einiger Entfernung von den Damen, und rauchten ihre Cigarren. Arvid war beschäftigt, Albertinen in alle die Vergnügungen einzuweihen, welche man auf dem Lande zu erwarten hätte.

Der Baron saß neben der Majorin, und erzählte ihr, daß er seinen Cousin, den Grafen Stormhjelm, zum Besuch für den ganzen Sommer erwartete.

Die Professorin thronte rechts neben der Majorin mit einer feinen Stickerei in der Hand, und Jenny hörte dem Baron zu, während sie schalkhaft lächelnd die Augen auf ihre Arbeit heftete.

Die Professorin war den ganzen Vormittag nicht sichtbar gewesen, sondern erst mittags zum Vorschein gekommen, mit all der Eleganz gekleidet, welche eine reiche und eitle Dame in ihrer Kleidung entwickeln kann. Sie war in ihrer ganzen äußern Erscheinung ein greller Gegensatz zu ihrer Schwägerin, und würde diese gänzlich

verdunkelt haben, wenn nicht das Auge es müde geworden wäre, dieses harte Angesicht und diese steife, in Spitzen, Band und Seide gehüllte Gestalt zu betrachten, während es dagegen auf der einfachen, geschmackvollen, tadellosen Tracht und den sanften seelenvollen Zügen der Majorin mit Wohlbehagen verweilte. Nachdem das Herz durch das Anschauen der Professorin erstarrt war, ward es durch die Nähe der Majorin wieder erwärmt.

Die Haltung der Professorin war noch stolzer und steifer als am Abend vorher. Sie gab nur einsilbige Antworten, wenn jemand sie anredete, ohne durch ein einziges Wort die Conversation im Gange zu erhalten zu suchen. Sie fühlte sich durch und durch verstimmt, daß sie genöthigt war, mit dem Sohn ihres Gärtners an einem und demselben Tische zu speisen, und je mehr sie darüber nachdachte, desto fester ward in ihrer Seele die Ueberzeugung, daß ihr Bruder den jungen Bergström blos eingeladen habe, um sie dadurch zu demüthigen.

Dies aber war etwas, was sie sich unmöglich gefallen lassen konnte. Sie hatte sich schon vorgenommen, den Baron zu überreden, ihr und Albertinen Gesellschaft nach einem Badeorte zu leisten, und ihrem Bruder ganz einfach zu sagen, daß sie nicht länger in Rönby bleiben würde, dafern der Doctor dabliebe.

Eben war sie mit dergleichen Gedanken beschäftigt, als der Baron äußerte, sein Cousin habe die Absicht, einen Theil des Sommers auf Stjernebro, dem Besitzthum des Barons, zuzubringen.

„Gedenken Sie den ganzen Sommer auf dem Lande zu verweilen, Herr Baron?“ geruhte die Professorin zu fragen.

„Ja wohl, und den Winter auch. Ich habe mir vorgenommen, Stjernebro ein ganzes Jahr nicht zu verlassen.“

„Aber, Herr Baron, hier auf dem Lande, ohne allen

passenden Umgang und ohne alle angemessene Zerstreuungen müssen Sie sich doch zu Tode langweilen."

„Das glaube ich nicht", antwortete der Baron nachlässig. „Langweiliger als in Stockholm kann ich es hier nicht haben; denn dort bin ich allemal nahe daran, vor Lebensüberdruß zu sterben. Alles kommt mir dort geradezu unerträglich vor. Hier habe ich meine liebenswürdigen Nachbarn und meine Freiheit — zwei Dinge, die ich überall anderwärts entbehren muß."

Die Professorin kniff die Lippen zusammen — das gewöhnliche Anzeichen, daß sie misvergnügt war.

„Aber, Herr Baron, wird Ihnen das Landleben nicht auf die Länge sehr einförmig, da Sie an eine abwechselndere Lebensweise gewöhnt sind?" fragte die Majorin.

„Durchaus nicht. Es erwacht dann in mir das Bedürfniß, mir, wie andere Männer, eine Lebensgefährtin zu suchen, woran ich in der Stadt niemals denke. Auf dem Lande üben Schönheit und Anmuth einen weit mächtigern Einfluß auf die Seele als in einer großen Stadt, wo man endlich, der Thorheiten müde, der Zerstreuungen und des Lebens überdrüssig, ganz und gar abgestumpft wird. Ach, ich sterbe schon fast bei dem Gedanken, wie furchtbar einförmig dieses Leben ist!"

„Sonach haben Sie sich also vorgenommen, dem ehelosen Stande Lebewohl zu sagen, Herr Baron?" bemerkte die Professorin mit gnädigem Lächeln.

„Ja, dafern ich mich nämlich verlieben kann."

„O, in Ihrem Alter, Herr Baron, kann das nicht schwer halten. Gibt es hier im Orte kein Mädchen von Stand?"

„O, es gibt hier genug junge Mädchen, schöne sowol als auch reiche", sagte die Majorin; „aber sie sind beinahe alle schon verlobt."

„Die Fräulein Hönshufvud aber noch nicht", fiel der Baron ein. „Diese sind sehr liebenswürdig."

Die Majorin mußte jetzt die Gesellschaft verlassen,

denn es ward nach ihr wegen einiger Anordnungen gefragt, die ihre Anwesenheit erheischten.

Jenny rückte ihren Stuhl näher zu Albertinen und Arvid. Die Professorin und der Baron befanden sich demzufolge so gut wie unter vier Augen; denn man konnte bequem sprechen, ohne daß die andern hörten, was gesprochen ward, dafern man nur die Stimme ein wenig senkte.

„Gnädige Frau, Sie haben eine Tochter, welche alles verdunkelt. Fräulein Albertine ist in der That sehr schön“, sagte der Baron lispelnd und seufzte.

„Ach ja, sie sieht recht hübsch aus“, antwortete die geschmeichelte Mutter, „und ich hoffe, daß ich ihr eine Erziehung gegeben, welche nichts zu wünschen übrig läßt.“

„Man braucht blos das Glück zu haben, Sie zu kennen, gnädige Frau, um zu wissen, daß Ihre Tochter eine ungewöhnliche junge Dame sein muß“, sagte der Baron mit seiner schläfrigen schleppenden Stimme.

Die Professorin lächelte den reichen jungen Mann gnädig an.

„Der Mann“, fuhr der Baron fort, „welcher Fräulein Albertinen zur Gattin bekommt, wird sehr glücklich; ihr Herz ist aber wol, wie das aller schönen Mädchen, eine uneinnehmbare Festung.“

Der Baron unterdrückte, indem er dies sagte, einen Seufzer.

„Bester Herr Baron, vor allen Dingen bitte ich Sie, besser von mir zu denken, als daß ich meine Tochter zu einer Romanheldin erzogen haben sollte. Ich habe ihr solche Grundsätze eingepflanzt, daß der Mann, dem ich meine Achtung schenke, auch von ihr gewählt werden wird, sobald ich sage, daß es mein Wunsch ist.“

„Das ist auch ganz richtig. Eine Mutter hat mehr Erfahrung und ein sichereres Urtheil als ein junges Mädchen. Doch kommen wir jetzt auf etwas anderes. Ich habe eine Bitte an Sie, gnädige Frau. Ich hätte

deren allerdings mehrere, wage aber jetzt erst nur mit der unbedeutendsten hervorzurücken."

„Sie ist Ihnen im voraus bewilligt."

Die Professorin war nichts als Sonnenschein.

„Ich bitte Sie inständig, sich gegen Ihre Umgebung hier etwas gnädiger zu zeigen. Ich hege große Freundschaft für den Major und viel Achtung gegen die Majorin, und es würde mir großes Vergnügen machen, ein gutes Einverständniß zwischen diesen meinen Freunden und einer Dame zu sehen, welche ich so innig bewundere wie Sie, gnädige Frau, besonders da ich hoffe, Sie vielleicht später einmal für meine eigene Person zu interessiren."

Der Baron sagte dies, als ob er eine auswendig gelernte Lection herbetete — mit halbgeschlossenen Augen und vollkommen theilnahmloser Miene.

„Soviel Gewalt ich meinem Gefühle anthun kann, werde ich um Ihretwillen, Herr Baron, thun; mehr aber kann ich nicht versprechen. Vor einer Stunde war ich schon entschlossen, Rönby zu verlassen, so unerträglich fand ich es; um Ihnen aber die Freundschaft zu beweisen, die ich für Sie hege, werde ich nun bleiben."

Der Baron küßte der Professorin die Hand und lispelte einige Worte des Dankes, worauf er ihre kleinen weißen Hände zu bewundern begann.

In diesem Augenblick fuhren zwei Wagen in den Hof herein. Es waren die des Majors K. auf Ekenäs. Die Majorin K. war eine Jugendbekannte der Professorin, und kam jetzt, um die Bekanntschaft zu erneuen. Sie brachte drei Fräulein und zwei Cadetten mit.

Albertine ward sehr bald die Sonne, um welche die beiden Cadetten und Arvid sich ausschließlich drehten. Der Doctor kam ihr nicht zu nahe, und der Baron war auf einen Gartenstuhl niedergesunken, und, wie es schien, gleichgültig gegen alles, was um ihn her geschah.

Diese noble Gleichgültigkeit war eben das, was die

Professorin liebte; denn auch sie verabscheute jeden Ausdruck von Gefühl als etwas im höchsten Grade Unpassendes.

Jenny plauderte mit den Fräulein K., und es dauerte nicht lange, so war auch der Doctor in einem lebhaften Gespräch mit ihnen begriffen.

Von Richard Bergström konnte man ohne Uebertreibung sagen, es sei ein schöner Mann. Es lag etwas Lebensfrisches und dennoch Ernstes in seinem ganzen Wesen, etwas tief Gefühlvolles in Verbindung mit Kraft und Energie. Es war deshalb nicht zu verwundern, wenn Jenny und die Fräulein K. seine Conversation angenehm und seine Erscheinung gewinnend fanden.

Albertine beantwortete die Bemühungen der jungen Herren, sie zu interssiren, steif und kalt, und wagte nicht, ihren jugendlichen Gefühlen durch eine einzige ungezwungene Bewegung Luft zu machen; denn ihre Mutter hielt ihre scharfen Augen unverwandt auf sie geheftet. In der andern Gruppe ward dagegen munter geschwatzt und gelacht, und Richard war nicht der am wenigsten lebhafte.

Bisjetzt ihr fremd gewesene und peinliche Gefühle stahlen sich in Albertinens Herz. Sie glaubte zu bemerken, Richard sei allzu heiter, die Fräulein K. wären ebenso schön wie sie selbst, Jenny mit ihrer witzigen Lebhaftigkeit sei unbeschreiblich einnehmend, und sie selbst müßte ihm unter diesen heitern und ungekünstelten jungen Leuten vorkommen wie eine Bildsäule.

Daß diese Gedanken sie nicht sanft stimmten, oder zugänglich machten, versteht sich von selbst. Deshalb wurden ihre Mienen noch kälter, ihre Worte noch einsilbiger, während ihre Blicke fest an der muntern Gruppe hingen und unruhig späheten, ob er, der für sie alles war, ihr nicht durch einen einzigen Blick zu verstehen geben würde, daß sein Herz bei ihr weile.

Aber nicht ein einziges mal wendete er die Augen nach der Stelle, wo sie saß, nicht ein einziger Blick

schenkte ihr Trost für den Zwang, den sie sich anthun mußte.

Gerade während Albertine von diesen peinlichen Gefühlen beherrscht ward, erhob sich der Baron und näherte sich ihr.

„Man kann sagen, daß zwei Sonnen hier an unserm kleinen Gesellschaftshimmel leuchten", sagte er und nahm neben ihr Platz.

Die übrigen jungen Herren zogen sich zurück, und näherten sich der andern Gruppe.

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Herr Baron", antwortete Albertine, ohne ihn anzusehen.

Die Professorin hustete. Bei dem Schall dieses scharfen Hustens, dessen Bedeutung Albertine recht wohl verstand, blickte sie auf. Richard that dasselbe, und beide richteten ihre Blicke auf die Professorin, deren Augen einen Blitz auf die Tochter schossen, die darüber erröthete und sich zu dem Baron wendete, welcher mit der größten Gleichgültigkeit von der Welt fortfuhr:

„Sie, mein Fräulein, sind die Sonne der Jünglinge, und der Doctor ist die Sonne der jungen Damen."

„Was sind Sie denn, Baron?"

„Das Publikum. Ich sehe dem Schauspiele zu, und dies ist die am wenigsten beschwerliche Rolle."

In diesem Augenblick schlugen die jungen Leute einen Spaziergang nach der großen Wiese im Walde vor. Der Baron bot Albertinen den Arm, gerade als Arvid sich herbeidrängen wollte, um der Cavalier seiner schönen Cousine zu sein. Er warf einen misvergnügten Blick auf den Baron, und bot nun seine Dienste einem der Fräulein K. an.

An der Spitze des Zuges schwebte Jenny am Arme des Doctors. Albertine fühlte sich beklommen und verstimmt, als sie Jenny und Richard vor sich hergehen sah. Der plastische Wuchs und die geschmeidigen Bewegungen ihrer Cousie waren Eigenschaften, welche ihre peinlichen Gefühle nur noch erhöhten. Der Baron erschien ihr fad

und unerträglich, und er mußte dies durch die ungnädige Art und Weise büßen, womit sie ihm begegnete, sowie durch die beinahe schnippischen Antworten, die er auf alles erhielt, was er äußerte.

An der Wiese angelangt, machte man einige Laufspiele; aber nicht ein einziges mal suchte der Doctor Albertinen zu haschen.

„Wenn er sich mir nur ein einziges mal näherte, oder einen einzigen Blick mit mir wechselte, so wäre ich ruhig", dachte sie mit gepreßtem Herzen und schützte Kopfweh als den Grund vor, daß sie nicht mehr an den Spielen theilnehmen könnte. Sie setzte sich daher unter einen Baum nieder.

Kaum hatte sie dies gethan, als der Doctor sich näherte. Die andern ruhten ebenfalls aus. Richard blieb vor Albertinen stehen, aber so, daß er den andern den Rücken zukehrte, und sagte:

„Ist Ihnen unwohl, mein Fräulein?"

Dies ward mit lauter Stimme gesagt. Albertine blickte auf; ihre Augen begegneten sich. Welcher Ausdruck lag jetzt in seinem Blick? Wir wissen es nicht, Albertine aber führte die Hand nach dem Herzen, wie um die Schläge desselben zu hemmen, und antwortete mit einer Stimme, welche sie bemüht war, ruhig zu machen:

„Jetzt ist es besser."

„Die große Hitze ist Ihnen vielleicht nicht zuträglich, mein Fräulein."

Er ergriff sie bei der Hand und fühlte ihr an den Puls. Er hatte so gesprochen, daß alle die Worte, welche man gewechselt, hatten hören können; als er sich aber bückte, um den Puls zu untersuchen, flüsterte er:

„Albertine, wie fühlst du dich?"

Sein Ton, sein Blick, der warme Händedruck — alles athmete Liebe. Sie lächelte und antwortete:

„Ich danke — nun ist alles wieder gut."

Der Doctor richtete sich empor und sagte lächelnd, aber mit lauter Stimme:

„Fräulein Albertine ist diese anstrengenden Körperbewegungen nicht gewohnt, als Arzt aber wage ich zu behaupten, daß sie nicht schädlich sind.“

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Woche war vergangen. Die Professorin und die Familie des Majors waren für den Johannistag nach Stjernebro eingeladen. Hier wurden sie von der Tante des Barons, Fräulein Silfverkrona, empfangen, einer Dame von sanftem, angenehmen Wesen, und frei von aller verletzenden Herablassung.

Das alte Fräulein war überhaupt in allen Dingen höchst liebenswürdig und einnehmend. Sie hatte mit wenigen Ausnahmen ihr ganzes Leben auf Stjernebro zugebracht. Hier war sie geboren, hier war sie mit ihrem Bruder und einer jüngern Schwester aufgewachsen, hier hatte sie ihren Aeltern die Augen zugedrückt und sie als noch junges Mädchen zu Grabe geleitet. Hier hatte sie auf ihres Bruders und ihrer Schwester Hochzeit getanzt, hier hatte sie am Sterbebett ihres Bruders und ihrer Schwägerin gewacht, und hier hoffte sie ihre Tage zu beschließen, nachdem sie hier alle ihre frohen und bittern Augenblicke verlebt.

Fräulein Sigrid Silfverkrona besaß nichts von dem bleichen, schlaffen und kränklichen Aussehen, welches ältern adelichen Damen gewöhnlich eigen ist. Nichts in ihrer

äußern Erscheinung ließ auf schwache Nerven oder eine reizbare Gemüthsart schließen. Sie war eine zierliche Person von siebenundfunfzig Jahren, etwas corpulent, mit einem Gesicht, welches die Zeit sehr schonend berührt, denn es trug das Gepräge der Gesundheit und Herzensgüte. Sie war mit einem Worte fast blühend zu nennen, und man sah an den regelmäßigen Zügen, daß sie in ihrer Jugend eine nicht gewöhnliche Schönheit besessen.

Als sie jetzt in ihrem schwarzen Seidenkleid und in ihrer einfachen weißen Haube die Freunde begrüßte, war sie ein schönes Musterbild von einer Matrone, auf deren Gesicht der Blick mit Vergnügen weilte.

Zum nicht geringen Erstaunen der Professorin dutzten Fräulein Sigrid und ihre Schwägerin einander und waren, wie es schien, intime Freunde. Dies war indessen eine Nebensache, da noch so vieles andere die Aufmerksamkeit der würdigen Frau in Anspruch nahm.

Der Luxus und die Pracht, die man auf Stjernebro entwickelte, war wirklich blendend. Alles, vom Kleinsten bis zum Größten, trugen das Gepräge verschwenderischen Reichthums. Die ganze Besitzung — Park, Garten, Wohnhaus — glich einem Feenschloß aus der Sagenwelt. Man konnte sehen, daß der junge reiche Edelmann, nachdem er des Gewimmels, der Zerstreuungen und der geräuschvollen Vergnügungen des Weltlebens überdrüssig geworden, die Güter seiner Ahnen mit einem Luxus eingerichtet hatte, welcher mit dem Geschmackvollen und Bequemen Hand in Hand ging.

Er hatte unerhörte Summen an die Einrichtung des Schlosses verschwendet, wo er in dem obern Stockwerk die Vorzeit wieder ins Leben zu rufen gesucht, und vier besondere Zimmer in Uebereinstimmung mit den Moden des vierzehnten, funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts möblirt hatte. Wenn man dieses Bereich alterthümlicher Pracht, welches gleichwol so neu und so glänzend war, durchwandert hatte, trat man in das





untere Stockwerk, wo dagegen alles modern war, und der Luxus der Jetztzeit das Auge blendete und fesselte.

„Ich ärgerte mich zu Tode, wenn der Baron eine andere heirathete als Albertinen", dachte die Professorin, und dünkte sich selbst für diese Wohnung geschaffen, welche sie auch wirklich zu der ihrigen zu machen beabsichtigte, sobald ihre Tochter erst Freiherrin Silfverkrona geworden wäre. Majestätisch auf dem Sofa thronend, entwarf sie einen Plan nach dem andern, um dieses Ziel sobald als möglich zu erreichen.

Der Baron stellte der Professorin seinen Cousin, den Grafen Stormhjelm, vor, und erwähnte zugleich, daß seine Tante und sein Onkel eine Reise ins Ausland angetreten hätten, und nicht eher als gegen den Herbst wieder daheim erwartet würden. Uebrigens waren alle Nachbarn nach Stjernebro eingeladen, sodaß die Versammlung sehr zahlreich war; gleichwol ärgerte sich die Professorin — denn es widerstritt gänzlich ihren Begriffen von Convenienz —, daß Doctor Bergström sich ebenfalls unter den Eingeladenen befand, und sich unter dieser Gesellschaft von Land- und Stadtadel ganz so bewegte, als ob er sich unter seinesgleichen befände.

„Das Benehmen dieses Menschen ist im höchsten Grad unverschämt. Er trägt den Kopf so hoch, als ob er selbst Graf wäre. Es ist empörend, die Schamlosigkeit dieses Emporkömmlings zu sehen", dachte die Professorin.

Mit ihren scharfen Augen entdeckte sie auch, daß der Graf sichtlich interessirt Albertinen betrachtete, welche in ihrem schwarzen Atlaskleide und mit den dunkelrothen Blumen im Haar schön war wie eine Königin. Die auf ihre schöne Tochter stolze Mutter ließ die Blicke von ihr auf Jenny schweifen, welche mitten im Kreise junger Mädchen saß — in jenem dem Leser schon bekannten blauen Nesseltuchkleide, in welchem sie ihre Verwandten zu empfangen beabsichtigt hatte. Keine Blume, kein Schmuck erhöhte die Einfachheit

ihrer Tracht, und die Professorin fand sie daher nicht blos einfach, sondern auch häßlich.

Dachten andere wol auch so?

Wir glauben es nicht, denn Jenny's lebhaftes, munteres Wesen, ihre anmuthigen Bewegungen — alles dies machte, daß sie jedem, der sich ihr näherte, unbeschreiblich anziehend erschien.

Albertine dagegen hatte bei all ihrer Schönheit etwas Steifes, Kaltes und Unzugängliches.

Nachdem man Kaffee getrunken, wollte man die obere Etage mit ihrem antiken Meublement in Augenschein nehmen. Der Baron hatte sie soeben in Ordnung bringen lassen, und sie war für alle Nachbarn etwas, was die Neugier derselben schon längst gereizt hatte.

Das erste Zimmer bildete eine Galerie für Familienporträts. Hier machte man die Runde. Unter diesen Damen in hohen Frisuren und Herren mit gepudertem Haar wurden die Blicke aller unwillkürlich durch das Bild eines jungen Mädchens in Lebensgröße angezogen. Selten begegnete dem Auge ein Bild, welches allen Begriffen von idealer Schönheit so vollkommen entsprach.

Beinahe die ganze Gesellschaft hatte sich unter dem Ausruf von Bewunderung um dieses schöne Bildniß versammelt.

Albertine, die sich auch mit darunter befand, drehte, als sie einen tiefen Seufzer hinter sich vernahm, schnell den Kopf herum. Der Seufzer war aus der Brust des Doctors gekommen, und sie hätte beinahe einen Ruf des Erschreckens ausgestoßen, als sie ihre Augen auf sein entstelltes Gesicht heftete.

Richard stierte das Gemälde an mit einem Ausdruck bittern Schmerzes. Seine Lippen waren bleich und bebten, seine Hände waren krampfhaft gefaltet — es war als ob das schöne Bild für ihn ein Medusenhaupt wäre, bei dessen Anblick alle bittern Gefühle in seiner Seele erweckt worden wären. Es war leicht zu errathen, daß

es eine peinliche, qualvolle Erinnerung in ihm wachgerufen hatte.

Albertine hätte ihn gern angeredet und gefragt, was ihn in so heftige Aufregung versetzt; aber sie mußte schweigen, und blitzschnell erwachte in ihrer Seele der Gedanke:

„Er hat dieses Weib geliebt! Ich bin also nicht seine erste Liebe!“

Ach, ihr Furien, welche ihr fortwährend die Liebe begleitet, und Eifersucht und Zweifel genannt werdet, sagt, weshalb träufelt ihr eure Galle in diesen Göttertrank des Herzens? Geschieht es deshalb, damit es auf Erden kein ungetrübtes Glück gebe? Damit wir erst im Himmel die ganze und ungemischte Seligkeit kennen lernen?

Es war jetzt das zweite mal, daß Albertine diese finstern Mächte ihr Herz zerfleischen fühlte. Alle Freude war nun für sie verschwunden, und sie ward nur von dem Gedanken beherrscht:

„Er hat sie geliebt; dieses Weib ist seine erste Liebe gewesen.“

Unter dem allgemeinem Summen der Stimmen der um das Gemälde Versammelten äußerte Graf Stormhjelm:

„Dieses Bild war, als ich das letzte mal hier war, noch nicht da. Wen stellt es vor, Silfverkrona? Es ist ein wunderliebliches Gesicht!“

Aller Blicke hefteten sich auf den Baron, welcher hinter der Gruppe stand. Seine Augen waren ebenfalls auf das Bild gerichtet, und es lag in denselben ein Ausdruck von Schwermuth und Schmerz. Sein Gesicht war fast todtenbleich. Als er die Stimme des Grafen hörte, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, und antwortete mit klarer Stimme, ohne jenen schleppenden und lispelnden Ton, dessen er sich beim Sprechen gewöhnlich bediente:

„Es ist das Bild meiner Braut, die vor vier Jahren

starb. Da sie bestimmt war, meine Gattin zu werden, so ist sie auch berechtigt, einen Platz unter den Familienporträts einzunehmen."

Der Doctor hatte seine Augen von dem Bilde auf den Baron gewendet. Sie wechselten einen Blick, dessen dunkler, fast drohender Ausdruck, besonders von seiten des Doctors, schwer zu deuten war.

„Aber Sie haben vergessen, den Namen unter das Bildniß schreiben zu lassen, Herr Baron", bemerkte die Professorin, „und dies ist eine Ungerechtigkeit, da alle andern in dieser Galerie damit versehen sind."

„Sie haben recht, meine Gnädige", antwortete der Baron, trat dicht vor das Gemälde und schrieb mit einem Bleistift auf das runde Täfelchen, worauf der Name stehen sollte, die Worte: „Freiherrin Alfhilda Silfverkrona."

„Morgen soll Herr Dalin, der die Gemälde restaurirt hat, den Namen ordentlich anschreiben", bemerkte der Baron, indem er sich von der Gruppe entfernte.

„Es ist wunderbar, wie ähnlich das Bild der Freiherrin dem Doctor sieht", sagte Graf Stormhjelm.

Aller Augen folgten nun dieser Hindeutung, und man hörte überall den Ausruf:

„Ja, in der That, das Bildniß sieht gerade wie der Doctor."

„Es ist eine in die Augen fallende Aehnlichkeit."

Die Professorin sagte kein Wort, äußerte aber etwas später zu Fräulein Sigrid:

„War Silfverkrona der Familienname dieser Dame?"

Inwieweit Fräulein Sigrid diese Frage hörte oder nicht, wissen wir nicht; daß sie dieselbe aber unbeantwortet ließ, dies wissen wir mit Gewißheit.

Es ist nicht nöthig, weiter zu erzählen, was an jenem Tage geschah. Das einzige Bemerkenswerthe ist, daß der Baron Jenny zum ersten Walzer engagirte. Allerdings meinte die Professorin, daß dies von seiten des sonst so vortrefflichen Barons eben nicht viel Takt verriethe; aber

sie sagte auch bei sich selbst, daß sie mit dergleichen kleinen Eigenthümlichkeiten bei einem Manne, der so ungeheuer reich sei, Nachsicht haben müsse.

Jenny dagegen schien für die Artigkeit des Barons nicht sehr empfänglich zu sein. Sie fand ihn an diesem Tage träger und schläfriger als je. Sie zog zwischen ihm und dem Doctor eine Parallele nach der andern, welche alle erstern in Schatten stellten.

Früher hatte die Trägheit des Barons etwas Herausforderndes für sie, und sie hatte aus diesem Grunde mehrere kleine Scharmützel mit ihm gehabt, welche die Ursache gewesen waren, daß der Baron, dadurch angestachelt, ein wenig lebhafter geworden war; ja, wir müssen gestehen, daß bis zur Ankunft des Doctors in Rönby der Baron die muntere Jenny mehr interessirt hatte als irgendjemand anderes von seinem Geschlecht.

Jetzt dagegen litt dieses Interesse nicht unbedeutend durch die fortwährenden Vergleiche, welche sie zwischen ihm und dem Doctor anstellte.

Noch hatte Jenny sich keine Rechenschaft darüber gegeben; sie fand den Baron mit seinem ewigen Lispeln, seiner Trägheit und Gleichgültigkeit blos langweilig. Das Passive in allen seinen Aeußerungen und Handlungen erschien ihr unerträglich.

Albertine ihrerseits ward von Eifersucht gefoltert. Sie war eifersüchtig auf das Gemälde, eifersüchtig auf Jenny, eifersüchtig auf alles, was Richard's Aufmerksamkeit auf sich zog, und dieselbe einem andern Gegenstand zuwendete als ihrer eigenen Person.

Funfzehntes Kapitel.

Sämmtliche Gäste hatten Stjernebro verlassen. Die Nacht war beinahe vorüber, und die Morgenröthe verscheuchte das leichte Helldunkel, welches einige Augenblicke auf der Erde geruht hatte.

In der Porträtgalerie auf Stjernebro wandelten noch Stormhjelm und Dernby auf und ab.

„In der That, mein lieber Fritz, ich begreife dich nicht", sagte der Graf. „Du läßt ein Frauenzimmerporträt malen, hängst es unter den Familienbildnissen auf und verkündest laut, daß es deine Braut vorstelle, obschon niemals ein Mensch etwas davon gehört, daß du Bräutigam gewesen."

„Erik, laß dieses Thema ruhen. Ich will und kann dir jetzt keine Erklärung hierüber geben — vielleicht später; auf alle Fälle blutet jetzt die Wunde noch zu heftig."

Der Graf blieb vor seinem Cousin stehen, auf dessen sonst nichtssagendem Gesicht jetzt ein Ausdruck von bitterm und qualvollem Schmerz ruhte. Der Baron fuhr fort:

„Ach, mein Freund, die Geschichte dieser Person" — er zeigte auf das Porträt — „ist eins jener traurigen,



alltäglich vorkommenden Dramen, die, wenn man mit Ernst darüber nachdenkt, unsern Augen Thränen erpressen. Siehe, wie schön sie ist! Welch eine Glorie von Unschuld und Reinheit umstrahlt diese Stirn; wie frisch lächeln diese Lippen, und gleichwol starb sie in der Blüte ihrer Schönheit, noch im vollen Frühling des Lebens."

Der Baron drückte beide Hände vor die Augen, wie um dem Anblick und seinen Erinnerungen zu entfliehen.

Der Graf ging, seine Cigarre rauchend, in der Galerie auf und ab. Es war eine lange Pause eingetreten. Der Baron unterbrach sie endlich mit den Worten:

„Doch, lassen wir die Vergangenheit, bei deren Erinnerung ich von neuem jenen wilden Schmerz empfinde, welcher nahe daran war, mir den Verstand zu rauben."

„Also war sie es, welche diese Veränderung bewirkte, die mit dir vorgegangen ist, und dich aus einem lebenslustigen und leichtsinnigen jungen Manne in das gleichgültige und träge Wesen verwandelte, welches du seit einigen Jahren geworden bist?"

„Still! Mein böses Gewissen war es."

Wieder trat eine Pause ein. Diesmal nahm der Graf zuerst wieder das Wort, indem er den Baron beim Arme ergriff und sagte:

„Laß uns hinunter in den Park gehen; die Morgenluft wird dir gut thun und die dunkeln Schatten der Vergangenheit verscheuchen."

Sie gingen hinunter in den Park.

„Fräulein von Krug ist wirklich ein ausnehmend schönes Mädchen, obschon etwas steif und vielleicht ein wenig einfältig", hob der Graf an.

„Ja, sie ist sehr steif und noch mehr verschlossen; dies ist aber eine Folge der Erziehungsweise der Mutter. Wie soll das Mädchen sein, da sie kaum zu denken und noch viel weniger zu sprechen oder handeln wagt, ohne erst der Mutter an den Augen abzusehen, was ihr erlaubt ist zu sagen oder zu thun?"



„Und auf diesen schönen Automaten hast du deine Blicke gerichtet?“

„Ja, meine Blicke; aber dabei bleibt es. Für mich ist es ein eigenthümliches Interesse gewesen, dieses Mädchen zu studiren und, wenn sie sich unbewacht glaubt, alle jene aufrührerischen Gefühle hervorblitzen zu sehen, welche ihre Brust einschließt. Ueberdies gab es wirklich eine Zeit, wo ich sie zu heirathen gedachte, um sie aus der Gefangenschaft zu befreien, worin sie jetzt lebt; aber ich zweifle sehr daran, daß diese Gedanken jemals sich verwirklichen. Die Mutter flößt mir Abscheu ein, und es wäre mir ein förmlicher Genuß, sie einmal gedemüthigt zu sehen.“

„Gleichwol stellst du dich, als wärst du ihr gehorsamster Diener.“

„Ja, weil ich ihre Absicht, mich zum Schwiegersohn zu bekommen, durchschaut habe, und vielleicht noch aus einem andern Grund.“

„Aus welchem denn?“

„Um sie in diesen Hoffnungen zu wiegen, und sie mir geneigt zu machen, im Fall ich wirklich mein früheres Interesse an ihrer Tochter erwachen fühlte. Ueberdies habe ich bei dieser stolzen Frau einen Auftrag zu vollziehen.“

„Du bist also nicht in die Tochter verliebt?“

„Verliebt?“ wiederholte der Baron mit bitterm Lächeln. „Nein, mein Freund, das bin ich weder, noch kann ich es jemals werden.“

„Und wenn ich mich nun in sie verliebte, was würdest du da sagen?“

„Weiter nichts als: Glück zu! Doch dies wäre alles vergebens, denn —“

„Nun, so rede doch aus! — Bin ich nicht ein schöner Mann“, scherzte der Graf, „und habe ich nicht so alte Ahnen, daß die stolze Frau Mama vor lauter Ehrfurcht ihr hochmüthiges Haupt beugen würde?“

„Die Alte, ja; die Tochter aber nicht. Diese fragt wenig oder nichts nach Ahnen, besonders da sie, wie ich glaube, ihr Herz schon ohne Erlaubniß ihrer Mama verschenkt hat. Dieses Geheimniß entdeckte ich auf unserer Hierherreise."

„Na, in dieser Beziehung sind alle Mädchen ungehorsam; dergleichen romantische Liebesträume pflegen aber mit der Zeit zu verschwinden, und das Schicksal des ersten Liebhabers ist gewöhnlich, verlassen zu werden. Uebrigens hättest du dies verschweigen sollen, weil du dadurch, anstatt mein Interesse abzukühlen, dasselbe bedeutend gesteigert hast. Zeigt sie sich nun obendrein noch kaltsinnig, so kann ich darauf schwören, daß ich mich zum Sterben in sie verliebe. Der Widerstand ist für mich blos ein Sporn mehr, und verliebe ich mich jemals, so geschieht es bestimmt in ein Mädchen, welches mich verabscheut."

„Ich habe durchaus nichts dagegen, wenn du dir vielleicht vorgenommen hast, sie zu besiegen. Wie gefällt dir übrigens Jenny? Du hast sie seit vielen Jahren nicht gesehen."

„Sie ist noch ganz so wie sie als Kind war — naiv, einfach und anziehend, mit einem Reichthum der Ideen und einer Klarheit des Verstandes, die mich zuweilen wirklich in Erstaunen setzen."

„Wie wäre es auch möglich, etwas anderes zu sein als sie ist, wenn man eine solche Mutter hat."

„Aber dennoch ist es mir unbegreiflich — diese Mutter ist ja nur eine Tochter des Volks, ihr Großvater war Bauer."

Es lag bei diesen Worten etwas Stolzes im Ausdruck der Stimme.

„Was soll darin Unbegreifliches liegen? Gar nichts! Von dem Volke sind ja die ausgezeichnetsten Männer ausgegangen. Die Kinder des Volks thun, wenn sie ihren Verstand veredeln, dies mit Ernst und Kraft, und fühlen

daneben das Bedürfniß, auch ihr Herz zu veredeln und nach moralischer Vollkommenheit zu streben. Wir, die verzogenen Kinder des Glücks, denken nie daran, unsern Verstand oder unser Herz zu veredeln. Wir verschwenden unser Leben und unsere Zeit an verwerfliche Zerstreuungen, und sind stets bereit, alles und alle der Befriedigung unserer niedrigen Leidenschaften zu opfern. Gute Nacht — eben geht die Sonne auf, und es ist folglich Zeit, zu Bett zu gehen."

Sechzehntes Kapitel.

Die Zeit verging, Tage und Wochen verflossen. Der Baron war auf Rönby ein fast täglicher Gast, ebenso wie Graf Stormhjelm. Es zeigte sich deutlich, daß der Graf von Albertinens Schönheit immer mehr und mehr gefesselt ward.

Je deutlicher jedoch der Graf diese seine Bewunderung an den Tag legte, desto kälter und steifer ward Albertine; diese Kälte hatte aber nur zur Folge, daß die Neignng des Grafen desto heftiger ward.

Fräulein Sigrid besuchte Rönby jede Woche; dennoch aber entwickelte sich zwischen ihr und der Professorin keine rechte Sympathie. Gleichwol hatte die Professorin sich aufs genaueste von dem Stand der Dinge auf Stjernebro unterrichtet und erfahren, daß Fräulein Sigrid einen großen Einfluß auf ihren Neffen ausübte.

Demgemäß nahm die Professorin sich auch vor, der alten Dame alle mögliche Aufmerksamkeit zu beweisen, um sie einer Vermählung des Barons mit Albertinen günstig zu stimmen; denn sie sah recht wohl ein, daß der Baron keineswegs eine sehr heftige Liebe zu ihrer Tochter hegte.

Er war ihrer Ansicht nach keinerlei Leidenschaft fähig, und deshalb war es nothwendig, daß sie Fräulein Sigrid zur Bundesgenossin anzuwerben suchte.

Die Professorin hatte nämlich den festen Entschluß gefaßt, ihren Plan, Albertinen zur Frau des Barons zu machen, durchzusetzen, und an diesem Gedanken hielt sie so fest, daß derselbe beinahe zu einer fixen Idee geworden war.

Es war jetzt in den letzten Tagen des Juli. Die Arbeitsglocke läutete die sechste Morgenstunde, da knarrten Tritte auf der Treppe des Vorhauses, und Albertine eilte dieselbe, von Minna begleitet, leichtfüßig hinab, und schlug den Weg nach dem Park ein.

Gerade in demselben Augenblick, wo sie das Gitterthor öffnete, ward Jenny in der Hausflur sichtbar. Sie blieb stehen und sah ihrer Cousine mit einem eigenthümlichen Ausdruck in ihrem Blicke nach. Es lag etwas gleichzeitig Aergerliches und Misvergnügtes darin.

„Was stehst du da, Jenny? Wem siehst du nach?“ fragte die Majorin, indem sie hinzutrat.

„Albertinen“, antwortete Jenny. „Ich habe nun mit ihr mehrere Wochen zusammen verlebt; aber dennoch sind wir einander noch ebenso fremd wie am ersten Tage ihrer Ankunft. Alle meine Bemühungen, mich ihr zu nähern, scheitern an ihrer Kälte, und sie begegnet mir mit so abgemessenem fremden Wesen, daß ich mich oft verletzt fühle. Weißt du, Mama, ich empfinde in Bezug auf sie zuweilen Gefühle, die große Aehnlichkeit mit dem Neid haben. Sie ist so schön, so prächtig in ihrer Kleidung und mir so überlegen, daß sogar meine Brüder mich vergessen. Sie sehen und hören blos sie; ich bin als ob ich gar nicht da wäre, und gleichwol kommt es mir vor, als ob ihr nicht in jeder Beziehung nachstände.“

„Ei, ei, meine Tochter, ich glaube, du wirst jetzt von einem sehr häßlichen Gefühl beherrscht, welches du

sehr richtig Neid nanntest, und welches in verletzter Eitelkeit seinen Entstehungsgrund hat. Und ich, Jenny, habe in der Ueberzeugung gelebt, daß deine Eitelkeit eine ganz andere Richtung hätte, daß du niemals Misvergnügen darüber empfinden könntest, jemand anderes schöner und reicher zu sehen als du bist."

„Früher habe ich auch nie so etwas empfunden, und ich bin förmlich erzürnt gegen Albertinen, daß sie ein solches Gefühl in mir erweckt hat. Ach, ich hätte sie so gern lieb gewinnen wollen, und es wäre mir dies auch sicherlich geglückt, wenn sie gegen mich so wäre, wie sie zuweilen gegen dich und die Brüder ist. Aber ich fühle, daß zwischen uns etwas Fremdartiges besteht, etwas, was es uns unmöglich macht, miteinander vertraulich zu werden."

„Aber dies sollte doch keinesfalls neidische und unfreundliche Gefühle gegen deine Cousine in dir erwecken, am allerwenigsten aus dem Grunde, weil sie schöner ist und mehr beachtet wird als du", sagte die Mutter, indem sie Jenny's glühende Stirn streichelte und dann fortfuhr: „Erinnere dich, Jenny, was ich zu dir sagte, als wir ihre Ankunft hier erwarteten: ziehe keine Vergleiche zwischen euch, und suche nicht mit Albertinen zu wetteifern; denn dann rufst du nur Neid in dir selbst hervor. Von einem Vergleich zwischen euch kann nicht die Rede sein. Ihr habt beide — eine jede für sich — euere Vorzüge; aber ihr seid in Bezug auf euern äußern und innern Menschen einander so ungleich, daß eine volle Uebereinstimmung zwischen euch beiden schwerlich jemals stattfinden wird. Merke wohl, Jenny, die Resede mit ihrer geringen äußern Schönheit verbreitet gleichwol einen weit stärkern und angenehmern Duft als die stolze, in ihrer Pracht prunkende Rose. Die kleine Pflanze, welche so unbemerkt und anspruchslos auf ihrem Beete wächst, ohne durch ihr Aussehen das Auge zu fesseln, erfreut doch durch ihren Wohlgeruch, und erfüllt damit den weiten Raum. Glaubst du, daß die Resede Grund habe, die

Rose zu beneiden, die nur in einem engern Kreise duftet, und deren Schönheit so schnell vergeht? Stellt der Zufall ein Wesen neben dich, welches dir in moralischer Beziehung überlegen ist, so blicke zu ihm auf wie zu einem höhern Geschöpf, und bemühe dich, dieselbe moralische Vollkommenheit zu erlangen. Ist es dagegen jemand, der, wie Albertine, blos an Schönheit über dir steht, so denke, Gott habe dir dieses verführerische Aeußere blos deshalb nicht gegeben, weil er dir nicht Seelenstärke genug zugetraut, gleichzeitig ein gutes und schönes Weib zu sein. Ersetze dann durch Herzensgüte und Tugend, was dir an Schönheit fehlt, und du wirst durch dieses Bemühen zugleich alle Gefühle von Neid und Abneigung gegen die verscheuchen, welche höher stehen als du. Ueberlege, was ich gesagt, und prüfe selbst, ob du es für richtig hältst. Unser eigenes Herz ist, wenn wir es richtig sprechen gelehrt haben, stets der sicherste Richter unserer Handlungen." –

„Ach, Mama, wer dir gliche! Gewiß hast du niemals in deiner Brust solchen Gefühlen von Bitterkeit, wie ich gegen Albertinen gehegt, Zugang gestattet. Nicht, wahr, du hast niemals den Neid gekannt?"

„Welche Frage, Jenny! Ich habe viele Fehler gehabt und habe deren noch. In meiner Jugend fühlte ich oft, was du jetzt empfindest; aber siehst du, Kind, ich hatte einen Vater, der, soviel er konnte und vermochte, durch Güte und Liebe meinen Fehlern entgegenarbeitete. Um ihn nicht zu betrüben, suchte ich alle Gefühle zu ersticken, welche mein Herz verwarf; dennoch aber gelang mir dies nicht immer."

„O, es ist dir gelungen, Mütterchen!" rief Jenny munter. „Ich möchte wissen, was du für Fehler hättest. Es wäre ganz gewiß sehr schwer, einen an dir zu finden."

„O, das ist nicht so schwer als du glaubst", scherzte die Majorin. „Ich bin zum Beispiel eitel."

„Das könntest du nur in der Einbildung sein, Mama."

„Nein, ich bin eitel, stolz und egoistisch. Eitel bin ich deshalb, weil ich Kinder haben will, die gut und vortrefflich sind; stolz, weil sie mich glücklich machen, und egoistisch, weil ich sie froh und glücklich zu sehen wünsche."

„Mama, Mama, diese Worte werde ich niemals vergessen. Du bist eine sehr gefährliche Frau; denn du machst mit einem armen Menschen, was du willst." Doch da kommt meine Gesellschaft", setzte Jenny hinzu, und zeigte auf einen kleinen, noch dem Kindesalter angehörigen Trupp Mädchen, die über den Hof gingen und den Weg nach dem rechten Flügel des Gebäudes nahmen.

„Und nachmittags, wenn Tante Sophie, Papa und ich zur Kindtaufe bei dem Obersten H. gefahren sind, kannst du mit Albertinen, dem Doctor und Arvid einen kleinen Ausflug nach dem Wasserfalle machen. Ich werde Lina ein kleines Abendbrot einpacken lassen, welches ihr mitnehmen könnt."

„Ach, das ist herrlich! Dank, Dank, liebes Mütterchen!" rief Jenny, indem sie ihre Mutter umarmte und küßte.

In dem untern Stockwerk des rechten Flügels befand sich ein großes geräumiges Zimmer mit weißgetünchten Wänden und vier Fenstern. In diesem hellen, von der Sonne erleuchteten Zimmer standen drei Webstühle und einige Spinnrocken. An zweien der Fenster hatten zwei Nähtische ihren Platz, und zwischen zwei andern war ein großer Tisch angebracht, auf welchem man Schreibmaterialien und Bücher sah.

In diesem Zimmer waren zwölf Mädchen aus der niedern Volksklasse versammelt. Sie waren zwischen zehn und funfzehn Jahre alt.

Jenny trat zu ihnen herein, als sie eben ihre Kopftücher abnahmen, und begrüßte sie mit heiterm freundlichen Kopfnicken, worauf sie einer jeden Beschäftigung anwies. Die jüngsten setzten sich zu ihren Lectionen, die andern schlugen ihre Schreibebücher auf, und die zwei

ältesten, die eine funfzehn, die andere sechzehn Jahre, nahmen in zwei Webstühlen Platz, in welchen zwei Kunstgewebe aufgespannt waren. Jenny setzte sich hierauf in den dritten Webstuhl, und nur war alles in voller Thätigkeit.

Die Stühle klapperten, und die jüngern Mädchen lasen mit halblauter Stimme.

Während Jenny so dasaß und fleißig und rasch an ihrem Gewebe arbeitete, war sie gleichsam ein lebendes Bild der Thätigkeit, Jugend und Gesundheit.

Nachdem sie ungefähr eine halbe Elle gewebt, stieg sie aus dem Stuhl und sagte zu einem der Mädchen, welches beschäftigt war, große gespreizte Buchstaben in ihr Schreibebuch zu kritzeln:

„Nun, Greta, habe ich den Stuhl in Gang gebracht, und sobald du mit deinem Lesen und Schreiben fertig bist, wirst du einen Versuch mit dem Weben machen.“

Nun begann Jenny ihre Function als Lehrerin. Sie ließ die Mädchen ihre Aufgaben hersagen, unterrichtete sie in der Geographie, corrigirte die Schreibebücher und erklärte den Kindern, was sie gelesen.

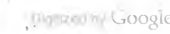
Dann verrichtete die kleine Gesellschaft ein kurzes Gebet, und ein jedes der Kinder ging an seine Handarbeit. Die kleinern nähten, die größern spannen an Spinnrädern mit zwei Spindeln, und Greta nahm ihren Platz in Jenny's Webstuhl ein, in welchem ein einfaches, aber schönes Damastgewebe aufgespannt war.

In diesem Augenblick läutete die Frühstücksglocke. Jenny nickte ihren Zöglingen zu, strich sich vor dem Spiegel das Haar glatt, und ging hinauf ins Speisezimmer.

Hier war noch niemand weiter da als Arvid. Er stand am Fenster, und kaute mit allen Anzeichen schlechter Laune an den Nägeln.

„Guten Morgen, pflege ich zu sagen“, rief Jenny, und gab ihm einen Schlag auf die Achsel.





„Ich kann dich doch nicht eher grüßen, als ich dich sehe", antwortete der junge Herr in einem Ton, der etwas schnippisch war.

„Ah so, der gnädige Herr sind nicht bei Laune. Nun, das brauchst du nur zu sagen, und ich werde stumm sein wie die Wand. Sonst würde ich mich bei dir für den herrlichen Spazierritt bedanken, den wir gestern Abend machen sollten. War er nicht förmlich bezaubernd?"

Jenny betrachtete ihren Bruder mit schelmischer, herausfordernder Miene.

„Liebe Jenny, wie bist du doch kindisch! Es ward ja zu spät zum Ausreiten, und —"

„Du wolltest um keinen Preis auf das Glück verzichten, der Cavalier deiner Cousine zu sein. Mein guter Junge, ich verzeihe dir deine Nachlässigkeit gegen mich, und bin nicht mehr bös auf dich."

Jenny hielt ihm ihre Hand an die Lippen.

„Unendlich dankbar", antwortete Arvid, und konnte sich eines Lächelns nicht enthalten. „Was hast du denn heute Morgen gemacht?"

Arvid hielt, während er dies sagte, die Augen unaufhörlich auf den Park geheftet.

„Es ist heute Donnerstag, und du weißt, daß ich da meinen Dienst als Lehrerin zu verwalten habe. Das hättest du wol nicht ganz vergessen sollen. Aber wonach schauest du?"

„Ich sehe nach dem Doctor, den ich vor einer Weile dort unten im Park bemerkte, und welcher sonderbarerweise nicht allein zu sein schien."

„Ernst war wol bei ihm?" fragte Jenny.

Die Frühstücksglocke läutete jetzt zum zweiten mal, und in demselben Augenblick trat Albertine, und gleich nach ihr der Doctor ein. Einige Secunden später folgten die übrigen Mitglieder der Familie, mit Ausnahme der Professorin, welche niemals beim Frühstück sichtbar war.

„Was zum Teufel, Doctor, Sie dehnen ja ihren Spaziergang bis nach der Wohnung des Waldhüters aus!" sagte der Major scherzend. „Ist es möglich, daß die schöne Tochter dieses Mannes der Magnet ist?"

Arvid heftete in diesem Augenblick seine Augen auf Albertinen, welche bei der Frage des Majors purpurroth ward. Ihre hohe Farbe rief aber auf Arvid's Wangen eine ganz entgegengesetzte hervor, und er wendete seine Augen von seiner Cousine auf den Doctor mit einem Ausdruck, der durchaus nicht freundschaftlich war.

„Ich versichere Ihnen", antwortete der Doctor lächelnd, „daß ich die Tochter des Waldhüters Erik noch nicht ein einziges mal gesehen habe; wenn sie aber wirklich so schön ist, so werde ich es künftig einzurichten wissen, daß ich sie zu sehen bekomme."

„Und du, mein Töchterchen, fuhr der Major zu Albertinen gewendet fort, „du streifst ja des Morgens in aller Frühe umher, als ob du ein Jäger wärst."

Jenny heftete ihren Blick auf Albertinen, welche antwortete:

„Ich habe noch nie zuvor längere Zeit auf dem Lande gelebt; deshalb finde ich es ganz herrlich, in aller Morgenfrühe die frische Landluft zu athmen."

„Nimm aber Jenny mit, — die kann dir alle schönen Punkte in unserer Umgegend zeigen."

„Wenn ich auch mitgehen darf, so verspreche ich dir, daß du nicht eines einzigen verlustig gehen sollst, welcher verdient gesehen zu werden", fiel Arvid ein.

Albertine sah verlegen aus, und that als ob sie nicht hörte, was Arvid sagte, sondern reichte Jenny, welche Kaffee einschenkte, ihre Tasse hin.

Arvid war mürrisch und verstimmt; denn gewöhnlich zeigte Albertine sich sehr freundlich gegen ihn. Er durfte ihren Shawl tragen, ihr Cavalier sein und genoß alle jene kleinen Vergünstigungen, welche sie sowol dem Grafen als allen andern jungen Herren des Orts versagte.

Das Frühstück war vorüber, und Jenny kehrte in ihre Schule zurück. Albertine stand eben im Begriff, zu ihrer Mutter hinaufzugehen, als die Majorin sie zu sich winkte.

„Hast du vielleicht Lust, heute Nachmittag, wenn wir fort sind, mit meinen Kindern und dem Doctor einen Ausflug zu machen?“

„Mit großem Vergnügen, beste Tante.“

„Ich habe aber außerdem eine Bitte an dich, die du nicht abschlagen darfst.“

„Es wäre mir auch unmöglich, etwas zu verweigern, was du von mir verlangst, beste Tante.“

„Weißt du das gewiß?“

„Ja, ganz gewiß“, antwortete Albertine, indem sie die Majorin lächelnd ansah.

„Nun, dann zeige dich gegen Jenny ein wenig zugänglicher, ein wenig freundlicher und vertraulicher; glaube mir, sie verdient es. Sei gegen sie, wie du gegen mich und Arvid bist.“

„Bin ich denn gegen Jenny anders?“ fragte Albertine etwas kalt.

„Ja, das bist du, und ich finde das beklagenswerth.“

„Beste Tante, ich bin gegen Jenny, wie sie gegen mich ist. Wenn etwas Fremdes zwischen uns steht, so rührt es nicht von meiner Seite her.“

Mit diesen Worten verneigte sich Albertine und entfernte sich.

„Es lag etwas in ihrer Stimme, was Aerger und Bitterkeit ausdrückte“, dachte die Majorin. „Um was sollte Albertine wol meine Jenny beneiden können?“

Am Abend, nachdem man von dem kleinen Ausfluge zurückgekehrt war, warf Albertine sich auf ihrem Zimmer auf das Sofa nieder, und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Minna stand vor ihr.

„Was ist es denn jetzt wieder, was dich schmerzt, Albertine?“ fragte Minna. „Du bist während der ganzen

Zeit, wo wir hier sind, auf höchst wunderlicher Laune gewesen. Hat sich etwas Unangenehmes ereignet?"

„Ach, Minna, wenn ich nur den Tag erlebte, wo ich Jenny nicht mehr sehen dürfte, wo ich nicht mehr von seiner Freundlichkeit und Herzlichkeit gegen sie gemartert würde! Ach, ich fühle, daß jeden Tag, wo ich Augenzeugin des Interesse sein muß, welches sie in ihm erweckt, mein Herz von immer tieferer Bitterkeit erfüllt wird. Warum tritt sie zwischen mich und das einzige Wesen, welches ich je geliebt? Warum muß sie, die in ihrem älterlichen Hause so viele Quellen der Freude und des Glücks hat, bittere Galle in den einzigen Glücksbecher träufeln, der mir beschieden ist?"

Albertine weinte.

„Hast du Richard gesagt, was dich martert?"

„Ich soll wol selbst gestehen, daß ich eifersüchtig bin? Ich, die ich versprochen habe, blindlings auf ihn zu vertrauen, soll wol bekennen, daß mein Herz zweifelt? — Nein, niemals! Wenn meine Lippen sich zuweilen öffnen, um eine Frage zu thun, schließen sie sich doch sofort wieder, und es kommt kein Wort darüber. Wo ist jetzt mein geduldiges Warten auf die Zukunft? Wo ist jetzt das Vertrauen und die Zuversicht, die ich früher hegte? Entschwunden ist alles, und ich empfinde einen Drang, mit Gewalt die Ereignisse zu beschleunigen, damit ich Gelegenheit bekomme, für meine Liebe zu kämpfen. Was war dieser ganze Ausflug? — Weiter nichts als eine Tortur, während welcher er alle mögliche Aufmerksamkeit an Jenny verschwendete, und mich gänzlich Arvid überließ, der in seinem knabenhaften Dünkel glaubt, er könne irgendwelchen Eindruck auf mich machen. Mit jeder Faser meiner Seele beobachtete ich Richard, und dabei schwatzte Arvid von meiner Schönheit, seufzte und erröthete. Was blieb mir wol weiter für eine Rache übrig, als daß ich dem jungen Menschen Aufmersamkeit bewies?



Vielleicht ließ ich mich sogar herab zu kokettiren; ich glaube es beinahe selbst, und da, — da warf Richard mir einen Blick zu, — nicht der Eifersucht, sondern der der Missbilligung und des Misvergnügens, der mich gleichzeitig schmerzte und erzürnte. Ach, Minna, Minna, wie unglücklich bin ich in jeder Beziehung!"

„Alle Leiden, welche du jetzt geschildert, Albertine, sind nur Ausgeburten der Phantasie und die Folgen deiner Verschlossenheit. Warum sprichst du nicht aufrichtig mit Richard? Warum sagst du ihm nicht, was dich martert? Es ist das dein größter Fehler. Freilich sind wir beide von Kindheit an daran gewöhnt worden, zu sagen, was wir nicht denken, und dadurch ist uns das Lügen zur andern Natur geworden. Ich sehe aber durchaus nicht ein, weshalb du gegen den Mann, den du liebst, so verschlossen bist. Ich bin stets aufrichtig gegen dich: denn du bist die einzige Person, welche ich liebe."

Am nächsten Morgen sehr zeitig trippelte Minna über den Hof hinüber nach dem rechten Flügel, wo die Herren ihre Zimmer hatten. Behutsam klopfte sie an die Thür des Doctors, die sofort geöffnet ward. Minna übergab ihm ein kleines zusammengefaltetes Papier, und lief sodann wieder fort, hätte aber beinahe einen langen jungen Mann umgerannt, der an der Thür des Vorhauses stand.

„Guten Morgen, Mamsell Minna", sagte Arvid mit ziemlich unsicherer Stimme. „Ist jemand krank, da Sie bei dem Doctor waren?"

„Niemand anders als ich, Herr Arvid", antwortete Minna und eilte fort.

Eine Stunde später wandelte der Doctor in den Park hinunter, und eine Viertelstunde darauf sah man Albertinen und Minna denselben Weg einschlagen.

Sie wanderten durch den Wald bis an die Hütte des Waldwächters. Hier bogen sie in einen schmalen Fußsteig ein, und vertieften sich immer mehr und mehr

in den Wald. Als sie auf einem kleinen freien grünen Platze anlangten, sahen sie Richard vor sich.

Minna warf sich am Fuße eines Baumes nieder, und Albertine nahm den Arm des Doctors, und ward von ihm nach einer etwas weiterhin stehenden Bank geführt.

Anfangs wechselten sie blos einige kurze Worte, als aber Richard fand, daß sie von Minna hinreichend weit entfernt waren, sodaß diese unmöglich verstehen konnte, was sie miteinander sprachen, sagte er mit dem Ausdruck tiefen Ernstes:

„Meine geliebte Albertine, ich glaube, es hat sich zwischen uns ein fremdes Gefühl gedrängt, welches nicht existiren darf — ich meine Mistrauen. Du glaubst nicht mehr an mich, und in den dunkeln Augenblicken deines Zweifels erlaubst du dir etwas, was dem Weibe stets zur Unzierde gereicht, du erlaubst dir nämlich zu kokettiren.“

„Habe ich kokettirt?“ stammelte Albertine.

„Ja, und deine Röthe verräth, daß du recht wohl weißt, daß du es gethan, obschon du zu stolz bist, um es zu gestehen. Willst du vielleicht, daß ich dir die Ursache deiner Koketterie und die möglichen Folgen derselben sage?“

Albertine schwieg.

„Du bist eifersüchtig, dies ist die Ursache, und die Folge davon kann die sein, daß der arme unerfahrene Jüngling, welchen du zum Gegenstand deiner Gefallsucht ausersehen, die Gunst, die du ihm erzeigst, für Ernst nimmt, und daß du dadurch in seinem jungen warmen Herzen Gefühle erweckst, welche du nicht erwidern kannst. Was hast du dann gethan? Aus einer unedeln Laune hast du ihm ein Leiden geschaffen, welches jedes edelgesinnte Frauenherz sich scheuen muß, hervorzurufen.“

Albertine heftete die Augen auf Richard, und antwortete in beinahe scharfem Ton:

„Ist es nicht dein eigenes Bewußtsein, welches dir sagt, daß ich Grund habe, eifersüchtig zu sein?“

„Wenn mir eine innere Stimme sagte, daß du in dieser Beziehung recht hättest, so wäre ich jetzt nicht an deiner Seite. Nein, dies da hat mich über das aufgeklärt, was ich weit entfernt war zu ahnen.“

Der Doctor zog ein kleines beschriebenes Zettelchen hervor, auf welchem blos die Worte standen:

„Albertine ist eifersüchtig auf Jenny.“

„Wie unrecht thust du mir“, fuhr er fort, „wenn du glaubst, ich sei im Stande, mit dir von Liebe zu sprechen, und gleichwol einer andern die Huldigung darzubringen, die ich nur dir schulde. Einen Mann, der so handelte, dürfte ein gutes und rechtschaffenes Mädchen niemals lieben. Verachtung, nicht Liebe, wäre das, was sie ihm schenken würde.“

„Aber, Richard, deine Aufmerksamkeit gegen Jenny, dein gänzliches Vergessen, daß ich auch noch da bin, alles dies gab mir Grund zur Unruhe.“

„Meine Aufmerksamkeit gegen Jenny hat ihren Grund in dem Gefallen, den ich an ihrer Gesellschaft finde, und in der wirklichen Achtung, die sie mir einflößt. Mein sogenanntes Vergessen deiner ist ja nichts anderes, als was du mir selbst zur Pflicht gemacht hast. «Vor der Welt sind wir einander fremd», sagtest du einmal, und ich habe dir aus Nothwendigkeit gehorcht, weil ich nicht will, daß unsere Liebe einen Schatten auf dich werfe, und vor der Zeit Stürme zwischen deiner Mutter und dir hervorrufe. Ich schmeichelte mir, daß alles, was du von mir gesehen, dir Achtung und Vertrauen einflößen müßte. Den Mann, an dessen Ehre ein Mädchen zweifelt, darf sie nicht lieben, und wenn sie an der Wahrheit seiner Versicherungen zweifelt, so zweifelt sie auch an seiner Ehre.“

„Bist du unzufrieden?“

„Ja, warum sollte ich es leugnen? Ich fühle mich

verletzt, vielleicht weniger durch deine kindische Eifersucht als deshalb, weil du diese Zweifel gehegt, anstatt dich offen darüber auszusprechen. Du hast dich dadurch zu einem Benehmen verleiten lassen, wie du es gestern gegen Arvid an den Tag legtest. Du hast mir zugelächelt, mir Vertrauen und Liebe bewiesen, während du in deinem Herzen nur Eifersucht und Argwohn hegtest. Was ist wol die Liebe werth, welche nicht von unbedingtem Vertrauen begleitet ist, oder die sich von dem Stolze in solchem Grade beherrschen läßt, daß sie zur Verstellung herabsinkt?"

„Richard, du bist streng, du bist ungerecht", stammelte Albertine, und vermochte kaum noch ihre Thränen zurückzudrängen.

„Streng — das kann sein, meine geliebte Albertine", sagte der Doctor in sanftem Tone, und führte ihre Hände an seine Lippen; „ungerecht aber nicht. Du hast mir Mangel an Aufrichtigkeit bewiesen, und dies ist ein Fehler, den du wieder gutmachen mußt. Wer soll dir deine Fehler vor Augen führen, wenn es nicht der künftige Gatte thut?" setzte er lächelnd hinzu.

„Und ich verspreche dir, daß du niemals wieder Grund haben sollst, mit mir unzufrieden zu sein."

„Aber kannst du dieses Versprechen auch wirklich halten? Bedenke, daß du es schon gebrochen hast."

„Richard, sei großmüthig und bedenke: ich habe niemand als dich. Du vertrittst bei mir die Stelle der Aeltern; du bist der einzige Lichtpunkt, den das Leben mir bietet, und wenn ich von kindischer Furcht erfüllt bin, diesen den höchsten Schatz meines Herzens zu verlieren, darfst du dich darüber wundern? Dennoch will ich dir beweisen, daß ich den Muth habe, aufrichtig zu sein. Sage mir, in welchem Verhältniß du zu der verstorbenen Braut des Barons gestanden hast. Was bedeutete deine Gemüthsbewegung, als du ihr Bildniß erblicktest?"

„Albertine“, rief der Doctor im Tone der Aufregung, „sie war meine einzige —“

„Gehorsamster Diener“, sagte eine Stimme in einiger Entfernung.

Albertine fuhr erschrocken empor, und selbst der Doctor stand schnell auf. Beide wendeten die Augen nach der Richtung, von welcher man die Stimme und zugleich rasche Tritte hörte. Wen erblickten sie? Arvid, der auf sie zukam. Der junge Mann war bleich, und seine Augen funkelten.

„Lassen Sie sich durchaus nicht stören, meine Herrschaften“, rief er. „Ich werde mich sogleich wieder entfernen; leugnen aber kann ich nicht, daß Sie, Herr Doctor, meine Cousine ein wenig allzu sehr compromittiren, und daß ich es als Bruder höchst unpassend finde, daß meine Schwester zum Deckmantel dieser kleinen Intrigue dienen soll. Am zweckmäßigsten wird es sein, wenn ich meinen Vater von der ganzen Sache unterrichte.“

Arvid war so aufgeregt, daß er kaum wußte, was er sagte.

„Ganz gewiß, Herr Ovickfelt, sind Sie viel zu ritterlich gesinnt, als daß Sie einen für Fräulein von Krug unangenehmen Auftritt herbeiführen sollten“, sagte der Doctor. „Es wäre dies eine niedrige Handlung, besonders gegen eine Verwandte.“

„Drücken Sie sich etwas weniger vermessen aus, Herr Doctor, oder bei Gott, ich werde Ihnen beweisen, daß ein Mann wie Sie, welcher rechtschaffene Mädchen zu ungebührlichen Zusammenkünften verleitet, alles Recht verwirkt hat, eine solche Sprache zu führen!“ rief Arvid, und stürzte mit geballten Fäusten und verzerrten Zügen auf den Doctor zu.

Mit stolzer Haltung trat Albertine dazwischen und sagte:

„Arvid, keinen Auftritt! Dieses Verhältniß geht nur mich an, und du hast durchaus kein Recht, dich hineinzumischen!“

„O, das sollst du sehen“, antwortete Arvid in aufgeregtem Tone und nur mit Mühe die Thränen zurückhaltend, während er fortstürzte.

„Ich muß ihm folgen, und einen Auftritt zu verhindern suchen“, sagte Albertine, drückte Richard die Hand und eilte fort.

Siebzehntes Kapitel.

Arvid lief so schnell ihn seine langen Beine zu tragen vermochten, während ein wilder Kampf in seinem Innern tobte. Er war wüthend auf Albertinen, weil sie Gefallen an dem Doctor fand; wüthend auf diesen, der sich unterstand, Gefallen an Albertinen zu finden; wüthend auf sich selbst, weil er nicht verstanden hatte, sich bei Albertinen beliebt zu machen. Er hätte die ganze Welt zu Zeugen des Unrechts anrufen mögen, welches er erlitten. Er nahm sich fest vor, den Doctor auf Pistolen zu fordern, und Gott weiß, er würde sich selbst gefordert haben, wenn er gekonnt hätte.

Bemerkenswerth ist, daß in der ersten Neigung eines Jünglings die Eigenliebe einen wesentlichen Bestandtheil ausmacht. Wird diese Neigung erwidert, so ist dies ein Genuß für die Eigenliebe, weil eine erwiderte Neigung ihm beweist, daß er nicht mehr den Knabenjahren angehört. Wird dagegen seine Neigung nicht erwidert, so geräth er in Berserkerwuth, daß man ihn nicht für einen der Liebe würdigen Mann ansieht. Inzwischen muß gewöhnlich die arme Flamme auf eine oder die andere Weise die Niederlage, die er erlitten, bezahlen. Er kann

ihr nicht die Wunde verzeihen, welche seiner Eigenliebe geschlagen ward, und gewöhnlich wird sie dann ein Gegenstand seiner knabenhaften Verfolgungen.

Unser Arvid war durchaus keine Ausnahme von der allgemeinen Regel, und da das Gefühl, welches in einem Jüngling von seinem Alter erwacht, niemals sehr tief ist, so ist die natürliche Folge die, daß die Eigenliebe einen um so größern Spielraum hat und zu niedriger Rachsucht führt.

So verhielt es sich auch mit Arvid. Er wollte sich rächen, er wollte wieder verwunden, und deshalb stürzte er blindlings vorwärts, als gerade, da er an dem Häuschen des Waldhüters vorbei wollte, eine muntere Stimme ihm zurief:

„Halt!“

Zugleich vertrat ihm eine Gestalt den Weg.

„Jenny, halte mich nicht auf!“ schrie Arvid und stieß die Schwester ziemlich unsanft auf die Seite. Jenny aber legte die Hand auf seinen Arm, und brach in ein schallendes Gelächter aus, während sie hinzusetzte:

„Hast du die Waldfrau gesehen, oder warum in aller Welt rennst du so? Ich glaube fürwahr, der Herr Fähndrich ist auf der Retirade Premier! Mein Gott, du siehst ja aus, als ob du vor Schrecken den Verstand verloren hättest, mein armer Junge!“

„Laß mich in Frieden! Ich habe nicht Zeit, dich anzuhören!“

Mit diesen Worten riß Arvid sich von seiner Schwester los; Jenny aber war hartnäckig, sie faßte ihn wieder beim Arm, und sagte lachend:

„Willst du einmal Galop laufen, so laß es uns wenigstens gemeinschaftlich thun. Mein Gott, wie hübsch wird es aussehen, wenn wir so Arm in Arm in den Hof hineingesaust kommen. Du siehst wirklich aus, mein lieber Arvid, als ob du das bischen Verstand, welches

dir Gott gegeben, verloren hättest. So, nun laß uns aufbrechen; ich habe schon den rechten Fuß gehoben."

„Jenny, du bringst mich noch um mit deinen Scherzen! Laß mich gehen!"

Und Arvid zuckte und riß an seinem Arm, um sich von seiner Schwester loszumachen.

„Nein, mein Junge; du wirst mich nicht eher los, als bis ich erfahren habe, wer dich geärgert und erschreckt hat. Armes Kind, du siehst ja aus, als ob du in einer Rauferei den Kürzern gezogen hättest, und nun nach Hause wolltest, um es der Mama zu klagen."

„Du solltest dich schämen, über mich zu witzeln, wenn du siehst, daß ich betrübt bin!" rief der zukünftige Krieger, und war nahe daran, in Thränen auszubrechen.

„Betrübt! Nein, lieber Bruder, wild, in Angst und aufgebracht bist du allerdings; von Betrübniß aber ist auf deinem Gesicht nichts zu lesen."

„In Angst!" schrie Arvid, dessen Geduld nun zu Ende war. „Glaubst du, ich fürchtete mich vor diesem Pflasterkasten, diesem Pillendreher? Nein, ich werde ihn fordern; ich werde Papa sagen, wie er sich beträgt; ich werde es dahin bringen, daß er zur Thür hinausgeworfen wird, der Schurke, der Wicht, der ehrlose Narr, der —"

„Komm doch zu Athem, lieber Arvid, und schütte nicht auf einmal den ganzen Vorrath deiner schönen Worte aus! Es wäre schade darum, denn du mußt einige behalten, damit Mama hört, was du auf Karlberg gelernt hast. Also der Doctor ist es, der dich erschreckt hat?"

„Nein — ich habe ihn erschreckt", rief Arvid mit dem Fuße stampfend. „Ich merke schon, daß du mit Albertinen unter einer Decke steckst; aber ich sage dir, ich bin dein Bruder, und ich dulde nicht, daß du dich in Intriguen einlässest. Es ist meine Pflicht, dich zu

überwachen, und deshalb will ich Papa von der ganzen Sache unterrichten.

„Höre, Arvid, ich verstehe kein Wort von dem, was du sagst, ausgenommen, daß du im Begriff stehst, dich zu etwas verleiten zu lassen, was Mama ganz bestimmt misbilligen würde. Du sprichst davon, du müßtest mich überwachen, während du dich selbst nicht beherrschen kannst, sondern dir die Zügel schießen lässest, sodaß du, von deinen schlimmern Gefühlen getrieben, laufen und dich beschweren willst, gerade als ob du noch in der Kappe gingst und ein unverständiges Kind wärest. Glaubst du wirklich, daß Mama sich freuen würde, wenn sie dich in diesem Zustande sähe und hörte? Nein, ganz gewiß würde es ihr sehr schmerzlich sein. Hast du dich über etwas zu beklagen, so gehe zu Mama und sprich mit ihr; aber ruhig und nicht mit solchen wilden Blicken und unziemlichen Worten."

„O liebe Jenny, du wirst dich nicht um einen Strohhalm verständiger zeigen als ich, wenn ich dir sage, daß dieser süße, geliebte Doctor sich nicht das mindeste aus dir macht, sondern ganz wahnsinnig in Albertinen verliebt ist, und Zusammenkünfte mit ihr verabredet nebst vielen andern Dingen, die sich hier nicht so genau angeben lassen."

Arvid schwieg. Jenny war sehr bleich geworden und athmete mit Mühe, als ob sie nahe daran wäre, zu ersticken. Dann antwortete sie:

„Und dies verwirrt dir den Verstand so sehr, daß du durchaus einen Auftritt herbeiführen willst, indem du etwas, was dich nichts angeht, Papa mittheilst, und ihn gegen Albertinen, den Doctor und Tante Sophie in Feuer und Flammen setzest?"

„Du wußtest es also — du warst in das Vertrauen eingeweiht. Nun, das ist ja recht hübsch. Und du willst, daß ich Papa nichts davon sagen soll?"

„Ja, das will ich, und du *wirst* auch nichts sagen,

sondern mir zur Mama folgen. Sagt sie, daß du das, was du dir zu wissen einbildest, Papa sagen sollst, nun dann kannst du es meinetwegen thun; denn was sie räth, ist stets das Rechte. Ihrem Ausspruch wirst du dich wol nicht entziehen, oder leugnen wollen, daß derselbe der richtige ist."

„Aber ich werde sie vielleicht betrüben", stammelte Arvid, der bei dem Gedanken an seine Mutter milder gestimmt ward.

„Dadurch, daß du jetzt wie stets einen guten Rath von ihr verlangst, betrübst du sie gewiß nicht; wenn du aber jetzt zu Papa gingest, so würdest du sie nicht blos betrüben, sondern auch einen unangenehmen Auftritt hervorrufen, der hauptsächlich sie treffen würde."

Jenny zog ihren Bruder mit sich fort, und beide eilten in das Haus.

Albertine und Minna waren allerdings durch Gebüsche und über Steine hinweggeschlüpft und gelaufen so schnell sie vermochten, um Arvid einzuholen; aber sie sahen beide sehr bald das Fruchtlose ihrer Bemühungen ein, besonders da die Natur ihn mit einem Paar ungewöhnlich langer Beine ausgestattet hatte.

Minna rieth deshalb, man solle seine Eile mäßigen, und ganz ruhig in das Haus zurückkehren, wo Albertine sich sogleich an Jenny wenden und diese bitten sollte, allen unangenehmen Auftritten vorzubeugen.

Der Doctor hatte einen entgegengesetzten Weg eingeschlagen, in der Absicht, mit Arvid zusammenzutreffen, und ihn zu einem gewissen Grade von Besinnung und Vernunft zu bringen. Es gelang dies dem Doctor auch wirklich zum Theil; denn als er das eine Gitterthor öffnete, begegnete er Arvid und Jenny, welche aus dem Park kamen. Jenny grüßte und zog den Bruder mit sich in das Haus hinein, ehe noch der Doctor Zeit hatte, den Mund zu öffnen.

„Im ganzen genommen", dachte der Doctor, „kann

es gut sein, wenn die Entdeckung je eher desto lieber geschieht; denn diese Rolle eines heimlichen Liebhabers ist mir verhaßt."

Damit verfügte er sich auf sein Zimmer.

Mittlerweile waren Arvid und Jenny in das Schlafzimmer der Majorin getreten, die eben im Begriff stand, sich mit einem großen Bund Schlüssel in der Hand nach der Küche zu begeben.

„Mama, gib mir die Schlüssel, ich will das Frühstück besorgen, trotzdem es deine Woche ist", sagte Jenny und bemühte sich, zu lächeln, obschon ein Ausdruck von Schmerz ihren Zügen lag. „Sprich ein wenig Vernunft mit diesem jungen Menschen, der seine eigene verloren zu haben scheint."

Die Majorin gab Jenny die Schlüssel, und diese ging hinaus. Arvid hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen, und stützte den Kopf auf die Hand.

„Was fehlt dir, mein Junge?" fragte die Mutter und fuhr ihm mit der Hand über die glühend heiße Stirn. „Ist etwas Unangenehmes geschehen? Ist Papa auf übler Laune?"

Arvid ergriff und küßte die Hände seiner Mutter. Schon der Klang ihrer Stimme schien seine aufgeregten Gefühle zu beruhigen.

„Mama, ich fühle mich so unglücklich", murmelte er.

„Nun, so erzähle dein Unglück. In deinem Alter, Kind, wird es wol nicht unheilbar sein."

Sie lächelte ihn liebevoll an.

Arvid küßte die Hand der Mutter noch einmal, als ob er fühlte, daß er ihre ganze Nachsicht bedürfen werde. Hierauf erzählte er, es habe schon lange seine Verwunderung erweckt, daß Albertine so frühzeitige Morgenpromenaden machte, und daß der Doctor fast stets zu derselben Zeit ausginge und ebenfalls promenirte. Dies, in Verbindung mit Albertinens bestimmter Weigerung, einen ihrer Cousins zur Gesellschaft auf diesen Ausflügen

mitzunehmen, habe seinen Argwohn erweckt, sodaß er sich heute vorgenommen, sie zu belauern, und sie auch ganz richtig in vertraulichem Gespräch miteinander an der kleinen Waldwiese getroffen habe, während der Doctor Albertinens Hände zärtlich in die seinigen geschlossen gehalten.

Bei dieser Erinnerung loderte die Flamme des Zorns wieder auf den Wangen des Jünglings. Er sprach mit großer Heftigkeit, und erging sich in bittern Ausdrücken über den Doctor.

„Meine erste Absicht war, die ganze Geschichte dem Papa zu erzählen“, schloß Arvid.

Die Majorin saß eine Weile stumm da; dann heftete sie die Augen auf ihren Sohn und sagte:

„Wenn du an des Doctors Stelle gewesen wärest, und ebenso wie er an Albertinens Seite gesessen und mit ihr vertraulich gesprochen hättest, würdest du dies auch tadelnswerth gefunden haben?“

„Mama, ich bin Albertinens Cousin, und —“ stammelte Arvid.

„Und wärest durch die Verwandtschaft dazu berechtigt, meinst du. Ganz gewiß aber hast du sie nicht um der Verwandschaft willen belauert, und ebenso wenig bist du aus Verwandtenliebe in solchen Zorn gegen den Doctor gerathen. Endlich war es auch kein Ausbruch von Gerechtigkeitsgefühl, was dich trieb, alles Papa erzählen zu wollen. Nein, es war ein niedriges, gemeines Gefühl, welches dich bei dieser Gelegenheit beherrschte, mein Junge.“

„Du sprichst blos von mir, Mama; aber sagst kein Wort von den Schuldigen, von dem Doctor, der unser Haus beschimpft, oder von Albertinen, welche ihre weibliche Würde vergißt.“

„Arvid, wir haben nicht das Recht, so streng zu urtheilen. Uebrigens, mein Kind, ehe du dich zum Richter über andere aufwirfst, mußt du vor allen Dingen dir

selbst Rechenschaft über die Gefühle geben, welche dich beherrschen. Stehest du jetzt unter dem Einfluß verletzter Eigenliebe und des Neides, so kannst du auch überzeugt sein, daß du in deinem Urtheil ungerecht und hart wirst, und dir Handlungen zu Schulden kommen lässest, welche du in ruhigern Augenblicken bereuen und beklagen mußt. Sprich dich daher über deine Mitmenschen niemals eher aus, als bis du klar einsiehest, auf welchen Beweggründen dein Urtheil beruhet. Soll ich dir sagen, Arvid, was deinen Zorn hervorgerufen hat?"

„Nun, du hast ja schon gesagt, es sei der Neid, Mama", antwortete Arvid tief erröthend und mit einem gewissen Ausdruck des Unmuthes in seinem Ton.

„Und jetzt ist es deine verletzte Eitelkeit, weil du dies nicht bestreiten kannst, weil dein Herz mir recht gibt. Siehst du, Arvid, ich will dich durchaus nicht durch einen Machtspruch abhalten, Papa alles zu sagen, wovon du ihn unterrichten zu müssen glaubst; ich will dir aber blos die Folgen nennen, welche ein solches Verfahren haben kann, und wie übereilt du handelst. Albertine und der Doctor können ja heimlich miteinander verlobt sein, und es liegt in ihrer Zusammenkunft wahrscheinlich mehr Unüberlegtheit als etwas eigentlich Unrechtes und Tadelnswerthes."

„Albertine sollte mit dem Sohn des Gärtners ihrer Mutter verlobt sein — ist das denkbar?"

„Ebenso denkbar, als daß ich, die Enkelin eines Bauers, deines Vaters Weib bin", sagte die Majorin mit zum Herzen gehendem milden Ernst.

Arvid beugte sein etwas trotzig erhobenes Haupt und stammelte:

„Aber Tante Sophie ist nicht die Frau, welche ihre Tochter dem Doctor gibt."

„Das ist wahr, und das ist wol auch der Grund, weshalb die jungen Leute ihre Liebe und ihr Gelübde nicht laut zu verkünden wagen. Ohne ein solches ohne

Vorwissen der Aeltern eingegangenes Verhältniß verthei-
digen zu wollen, will ich dir blos die Sache ins rechte Licht setzen. Hättest du, von dem Ausbruche deines Neides getrieben, deinem Vater erzählt, was du gesehen, so hättest du ihm, ebenso wie jetzt mir, dieses Zusammentreffen in einem Lichte vorgestellt, was ihn ohne Zweifel gereizt haben würde. Er hätte sich dann seinerseits gegen den Doctor vergessen und sich, seinem Zorne Raum gebend, auch gegen Tante Sophie ausgesprochen. Was wäre aber dann die Folge gewesen, mein Sohn? Nichts anderes als daß du es Albertinen für immer unmöglich gemacht hättest, ihre Mutter zu versöhnen, und der Doctor, welcher Fräulein von Krug ohne Einwilligung ihrer Mutter zu lieben gewagt, niemals im Stande gewesen wäre, seine Dreistigkeit bei Tante Sophie zu entschuldigen. Du hättest dadurch ihnen alle Hoffnung für die Zukunft geraubt, und eine wechselseitige Erbitterung hervorgerufen, welche für Albertinen eine Quelle unnennbarer Leiden geworden wäre. Nun, Arvid, habe ich dir die Folgen des Schrittes, den du zu thun beabsichtigtest, und des Hasses, den du in deiner verletzten Eigenliebe befriedigen wolltest, gezeigt. Welche Freude kannst du von anderer Thränen ernten? Ueberlege, was ich dir gesagt habe; wenn du dann erwogen hast, wer von uns beiden recht hat, dann handele nach deiner bessern Ueberzeugung, und ich kenne das Herz meines Arvid's zu gut, als daß ich über den Entschluß, den es fassen wird, in Zweifel sein könnte.

Arvid war gerührt, von seiner verletzten Eigenliebe aber noch zu sehr beherrscht, um so ohne alle Rache großmüthig zu sein. Er fragte deshalb:

„Aber, Mama, sollen denn Albertine und der Doctor mit ihren Zusammenkünften fortfahren?“

„Das überlaß deiner Mutter, und entschließe dich zu handeln, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich noch ferner treffen oder nicht. Bemühe dich, mein Sohn“, fuhr die

Majorin fort, indem sie ihren Sohn zärtlich auf den Kopf klopfte, „bemühe dich schon von deiner Jugend an, dich über die Eingebungen der Eigenliebe zu erheben, und sowol in Handlungen als in Gedanken wahrhaft edelmüthig zu sein. Jetzt läutet man zum Frühstück. Zeige daher, daß du eine männliche Seele hast, obschon du nur noch ein Jüngling bist, und suche deine Gemüthsbewegung zu beherrschen.“

Die Majorin drückte einen Kuß auf die Stirn des Sohnes.

Arvid's Herz war weich geworden. Er schlang seinen Arm um den Hals der Mutter, und flüsterte gerührt:

„Ich wäre nicht werth, dein Sohn zu heißen, wenn ich nicht strebte, ein Mann von Herz und Ehre zu werden.“

„Ich danke dir.“

Bleich, aber mit scheinbarer Ruhe erschien Arvid beim Frühstück. Dieses hatte seinen gewöhnlichen Verlauf. Jenny blieb sich gleich, scherzte mit dem Vater, neckte Bruder Ernst, und sprach freundlich mit Albertinen, die noch etwas steifer und unzugänglicher zu sein schien als sonst.

Der Doctor war stumm und sah mürrisch aus. Er richtete von Zeit zu Zeit seine dunkelblauen Augen auf Arvid, welcher, wenn er denselben begegnete, erröthete und sich auf die Lippen biß, um den Zorn zu bändigen, der bei dem Anblick des Doctors wieder in ihm zu kochen begann. Der Major und die Majorin waren sich vollkommen gleich.

„Er hat nichts gesagt“, dachte Albertine, „und nach dem Frühstück werde ich mit ihm sprechen. Es wird weit weniger demüthigend für mich sein, ihn zu bitten, zu schweigen, als Jenny zur Vermittlerin zu nehmen. Ich kann meine Abneigung gegen sie einmal nicht überwinden. Es wäre ein allzu bitteres Gefühl, vor ihr erröthen zu müssen.“

Bei diesen Gedanken warf Albertine den Kopf noch stolzer empor, und ihre Augen funkelten.

Das Frühstück war eben zu Ende. Der Major hatte das Zimmer eben verlassen, um nach seinen Leuten draußen auf dem Felde zu sehen, und die Majorin hielt die übrigen noch durch ein Gespräch über verschiedene Orangeriegewächse zurück. Endlich erhob sie sich und sagte zu dem Doctor, mit welchem sie eigentlich zu sprechen schien:

„Wollen Sie mir Gesellschaft leisten, Doctor, und unsere Orangerie in Augenschein nehmen. Ich könnte mich fast ein wenig verletzt fühlen, wenn ich bedenke, daß Sie nun schon seit mehreren Wochen bei uns sind, und diese in unserm kleinen Rönby ziemlich merkwürdige Localität noch nicht besucht haben."

„Ich kann", entgegnete Richard lächelnd, „weiter nichts zu meiner Entschuldigung vorbringen, als daß ich, in Orangerien und Gärten aufgewachsen, der Abwechselung wegen größeres Vergnügen darin finde, in der freien Natur umherzustreifen. Inzwischen wird es mir stets ein großes Vergnügen sein, Sie dorthin begleiten zu dürfen, Frau Majorin."

„Kommt ihr auch mit, ihr Mädchen?" fragte die Majorin, zu Albertinen und Jenny gewendet.

„Ich muß erst einmal zu meiner Mama hinaufgehen; aber ich komme nach", sagte Albertine.

Der Doctor und die Majorin gingen hinunter in die Orangerie. Anfangs sprachen sie von gleichgültigen Gegenständen, als sie aber an Ort und Stelle waren, setzte sich die Majorin auf eine Bank, und forderte den Doctor durch eine Geberde auf, ebenfalls Platz zu nehmen.

„Ich muß aufrichtig gestehen", hob sie an, „daß ich Sie, Herr Doctor, eigentlich hierhergelockt habe, um ungestört und ohne alles Aufsehen mit Ihnen zu sprechen. Brauche ich zu sagen, worüber?"

Eine dunkle Röthe überzog die Stirn des Doctors, und mit einer kalten Verbeugung sagte er:

„Haben Sie die Güte, Frau Majorin, dieses **worüber** selbst zu deuten. Ich bin nicht so glücklich, es errathen zu können.“

Die Majorin lächelte.

„Vergessen Sie einen Augenblick, daß wir einander fremd sind, und betrachten Sie mich als eine mütterliche Freundin. Ich bin vollkommen überzeugt, daß wir dann beide einander weit leichter verstehen werden.“

Der Doctor verneigte sich schweigend.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft Albertinen, und eigentlich bin nicht ich es, die mit Ihnen über dieses Thema sprechen sollte, sondern es käme vielmehr Albertinens Mutter zu. Indessen bei der Kenntniß, die ich von der Gemüthsart meiner Schwägerin habe, glaube ich, es wird für uns alle am besten sein, wenn ich ihre Stelle vertrete, und mir von Ihnen eine Erklärung über Ihr Verhältniß zu Albertinen ausbitte, welches — Sie gestatten mir, dies zu sagen — das junge Mädchen in ein zweideutiges Licht stellt. Es schmerzt mich, Herr Doctor, daß dies während ihres Verweilens in meinem Hause der Fall gewesen ist. Gleichwol will ich mit meinem Urtheil noch zurückhalten, bis Sie sich selbst darüber erklärt haben.“

„Und diese Erklärung gebe ich vor einer so edeln Richterin mit der größten Bereitwilligkeit“, antwortete Richard. „Vor drei Jahren, während ich als Unterarzt bei dem Lazareth angestellt war, ging ich eines Abends die Königinstraße hinauf nach dem Königshügel. Vor mir her ging ein junges Mädchen, von einem Diener mit Laterne begleitet. Es war sehr kalt. Die junge Dame glitt aus und fiel so heftig, daß sie einige Augenblicke besinnungslos dalag. Ich eilte hinzu, hob sie auf, trug sie in eine in der Nähe stehende Seilerbude, und wollte den Diener nach einem Wagen schicken, als in demselben Augenblick eine Droschke gefahren kam. Bei dem Laternenschein erkannte ich einen meiner Universitätsfreunde,



den Notar Albert von Krug. Ich rief ihn an, er machte halt, sprang aus dem Wagen, und in demselben Augenblick sagte der Diener:

„«Ach, mein Gott, das Fräulein hat einen schlimmen Fall gethan, Herr Notar.»

„«Meine Schwester? Was sagst du?» rief Albert.

„Wir hoben nun die junge Dame in den Wagen, und Albert bat mich, ihn zu begleiten. Die Professorin war nach Schoonen gereist, um ein von der Tante des Professors zugefallenes Erbtheil zu erheben.

„Kurz, vierzehn Tage lang besuchte ich Albertinen täglich. Sie war meine Patientin, und nachdem sie wiederhergestellt war, fuhr ich immer noch mit meinen Besuchen bei Albert fort, und brachte einen ganzen Monat lang alle Abende in Gesellschaft der beiden Geschwister zu. Ich war jung, Albertine schön, und es war daher nicht zu verwundern, wenn ich vergaß, daß es unter den Menschen noch einen andern Unterschied gibt als die Abstufungen, welche der Bildungsgrad vorzeichnet. Kurz vor Weihnacht kehrte die Professorin zurück, erkrankte aber an einer heftigen Erkältung. Von Albert war ich allmählich in das Geheimniß der Gemüthsart seiner Mutter und ihres alles beherrschenden Stolzes eingeweiht worden. Ich sah ein, daß ich meine Besuche abbrechen müßte; aber ich besaß nicht Kraft genug dazu, und eines Abends, als ich Albert suchte, aber nur Albertinen fand, stammelte ich ein Geständniß, welches ich, wie ich zugebe, ewig in mich selbst hätte verschließen sollen. Wir schwuren uns gegenseitige Liebe und Treue, und trennten uns; denn ich hatte Ordre bekommen, und mußte die Hauptstadt verlassen. Seit dieser Zeit sind drei Jahre verflossen. Wir haben Briefe gewechselt, und diese Correspondenz ist stets durch Albertinens Bruder vermittelt worden. Während dieser drei Jahre habe ich mich nur zuweilen kurze Zeit in Stockholm aufgehalten, und Albertinen nur höchst selten getroffen. In den ersten Tagen des April ward mein Vater

Gärtner bei der Professorin, und nun trat eine zweimalige Zusammenkunft wöchentlich im Garten an die Stelle des Briefwechsels. Dies ist die einfache Geschichte unserer Liebe. Ich liebe Albertinen von ganzem Herzen, und um einmal würdig zu werden, sie zu besitzen, fühle ich mich stark genug, zu arbeiten und alle meine Kräfte anzustrengen, damit ich mir wo möglich einen Namen erwerbe."

„Aber mittlerweile stellen Sie Albertinens Ehre bloß, setzen sie in ein zweideutiges Licht, und werfen durch diese heimlichen Zusammenkünfte einen unvertilgbaren Schatten auf ihren Namen. Glauben Sie wol, daß irgendein Name, wie ehrenvoll und glänzend derselbe auch werden möge, die Flecken verwischen könne, welche infolge einer solchen Handlungsweise an Albertinens Rufe haften werden?"

„Aber, Frau Majorin, diese Zusammenkünfte sind so unschuldig gewesen, daß sie nicht einmal einen Engel verletzen könnten."

„Davon bin ich vollkommen überzeugt, und wäre ich es nicht gewesen, so würde ich nicht einen Augenblick lang die Verantwortung auf mich genommen haben, die Rolle von Albertinens Mutter zu spielen. Wie unschuldig aber auch diese Zusammenkünfte an und für sich sein mögen, glauben Sie vielleicht, daß der Waldhüter und seine Familie sie auch so betrachten? Glauben Sie, daß die Leute im Dorfe, welche schon darüber flüstern, und welches Geflüster ich schon von der Majorin K. wiederholen hörte, obwol ich demselben keinen Glauben beimessen wollte, — glauben Sie, sage ich, daß die Leute Ihre Zusammenkünfte als unschuldig betrachten?"

Der Doctor schwieg und senkte die Augen zu Boden.

„Nein", fuhr die Majorin fort, „diese Menschen sehen darin eine verbrecherische Liebe; denn nur eine solche braucht ihren Begriffen nach Schleichwege zu gehen und heimliche Zusammenkünfte zu haben, besonders da



Sie und Albertine in einem und demselben Hause verweilen, und der allgemeinen Ansicht nach folglich alle erlaubte Gelegenheiten haben, um Gedanken und Gefühle auszutauschen. Man kann sich im allgemeinen kaum etwas anderes vorstellen, als daß jedes Geheimniß ein Verbrechen berge. Die Unschuld geht mit offener Stirn, und braucht den Augen der Welt nicht auszuweichen."

„Aber Sie, Frau Majorin, vor welcher ich ein vollständiges Bekenntniß abgelegt, Sie können nicht ebenso blind und streng sein wie der große Haufen."

„Ach, was kann es nützen, wenn ich Sie etwas milder beurtheile? Kann meine Schonung das verletzende Geflüster zum Schweigen bringen?"

„Nein, leider nicht", seufzte der Doctor.

„Und übrigens, Herr Doctor", fuhr die Majorin fort, „gestehe ich ganz aufrichtig, daß ich Ihre Handlungsweise misbillige. Mir erscheint es stets tadelnswerth, daß ein Mann, der aus einem oder dem andern Grunde sieht, daß seine Liebe von den Aeltern des jungen Mädchen niemals gebilligt werden kann, dessenungeachtet nicht blos alles, was in seinen Kräften steht, aufbietet, um ihr Herz zu gewinnen, sondern dabei zugleich Zusammenkünfte mit ihr hält, die ihrem guten Rufe schaden. Dadurch weihet er sie ja dem bittersten Schmerz; denn bitter und schmerzlich ist eine Stellung, welche sie zwingt, eine ungehorsame Tochter zu sein, und sich ihren Aeltern zu widersetzen, um ihre Liebe zu vertheidigen. Verbrecherisch ist der Mann, welcher unter solchen Verhältnissen den Gefühlen ihres Herzens unaufhörliche Nahrung gibt, indem er fortwährend von den seinigen spricht, und durch heimliche Zusammenkünfte ihren guten Namen und Ruf bloßstellt. Seine Vernunft sollte ihm sagen, daß seine Neigung eine fortwährende Quelle von Zwist und Uneinigkeit zwischen Mutter und Tochter werden muß."

„Welche Wunden Ihre Worte auch meinem Stolze

schlagen", antwortete Richard, „so muß mein Herz Ihnen gleichwol recht geben, Frau Majorin; denn in manchem besonnenen Augenblick, wo ich der Stimme der Vernunft Gehör gab, habe ich mir selbst gesagt, daß ich leider tadelnswerth handelte. Ich liebte jedoch Albertinen zu sehr, und, was noch mehr war, ich wußte mich so ausschließlich, so hingebend geliebt, daß ich nicht den Muth hatte, zurückzutreten. Sollte ich wol, der ich ihr alles bin, auf welchen sie ihre schönsten Hoffnungen gebaut, sie feig verlassen, und auf diese Weise nicht blos mein eigenes Herz zermalmen, sondern auch jenes edle und vertrauensvolle, welches nur für mich schlägt?"

„Wenn Sie aber ein ehrlicher Mann sind", entgegnete die Majorin, „so müssen Sie sich dennoch zurückziehen, und sich Albertinen nicht eher wieder zu nähern suchen, als bis sie vor ihre Mutter treten und um ihre Hand anhalten können. Sagen Sie Albertinen, daß Sie bis dahin allen Verkehr, alle Zusammenkünfte, allen Briefwechsel, mit einem Worte alles abbrechen müssen, was sie zwingt, ihrer Mutter und andern gegenüber von Unwahrheit und Verstellung Gebrauch zu machen. Sie sind ein Mann; als solcher besitzen Sie Stärke für Sie beide, und erhöhen Sie sich dadurch nicht blos in Ihrer eigenen Achtung, sondern auch in der Ihrer Geliebten."

„Durch eine solche Handlungsweise würde ich ihr tiefen Schmerz bereiten", sagte Richard. „Ach, Frau Majorin, was Sie verlangen, übersteigt die Kraft des Menschen. Wem trete ich wol zu nahe, wenn ich wenigstens an Albertinen schreibe?"

„Ihren Aeltern, ihrer Mutter, ihren Pflichten als Tochter treten Sie zu nahe. Haben Sie nicht an Ihre eigene Mutter gedacht, als Sie auf diese Weise die Tochter zum Ungehorsam gegen die ihrige verleiteten? Würden Sie wol selbst den Muth gehabt haben, das Herz zu zermalmen, welchem Sie das Leben verdanken?"

„Meine Mutter starb, als ich noch ganz klein war,

und ich habe daher keine Erinnerung an sie", entgegnete Richard.

Die Majorin heftete ihre Augen mit sanftem, theilnehmendem Ausdruck auf ihn, während sie wieder anhob:

„Wohlan, denken Sie sich einen Augenblick, daß ihr Geist durch mich zu Ihnen spräche und Sie bäte, nicht auf einem Wege weiter zu wandeln, den nur die Leidenschaft Sie vermocht hat, zu betreten. Denken Sie sich, sie spräche: «Mein Sohn, du bist auf unrechtem Wege; gehorche der Stimme deines bessern Menschen, und hüte dich, für den Genuß des Augenblicks zu opfern, was Ehre und Gewissen fordern.» Würden Sie auch ihr antworten, daß das, was Sie von Ihnen begehrte, über Ihre Kräfte ginge?"

Der Doctor ergriff die Hand der Majorin, führte sie mit tiefer Rührung an seine Lippen, und sagte:

„Glücklich die Kinder, die von Ihnen erzogen worden, geehrte Frau. Ach, hätte das Schicksal mir eine solche Mutter gegeben, dann wäre ich gewiß ein ganz anderer, als ich jetzt bin. Wenn meine Mutter mit diesem milden schonenden Ernst, wie Sie gethan, gesprochen hätte, dann würde ich ihr dasselbe geantwortet haben, was ich jetzt Ihnen antworte: Ich für meinen Theil bin zu jedem Opfer bereit, welches Ehre und Gewissen verlangen; aber —"

„Kein Aber; denn Sie selbst sollen Albertinen zeigen, was die Pflicht Ihnen beiden gebietet. Eine so stolze Natur, wie die Albertinens, geht lieber unter, als daß sie das Recht übertritt, sobald Sie ihr den Umfang der Forderungen desselben gezeigt haben. Benutzen Sie Ihre Macht, um das Gute und Edle in ihrem Herzen zu entwickeln, und glauben Sie mir, sie wird Sie dann nur um so inniger lieben; während sie dagegen, wenn Sie fortfahren, so zu handeln wie Sie jetzt thun, und endlich einen unvertilgbaren Schatten auf ihre Ehre werfen, endlich Sie und sich selbst verachten wird. Wir

kennen beide die schiefe und einseitige Erziehung, die sie bekommen. Ist es da nicht unrecht, ihre Begriffe von Recht noch mehr zu verdrehen und ihre edlern Instincte gänzlich irre zu leiten? Die Liebe, welche auf beiderseitigen Schwächen beruht, hat eine viel zu unsichere Grundlage, als daß sie beständig sein könnte; und wäre der Mann ein weniger bereitwilliger Sklave seiner Begierden, so wäre der sittliche Standpunkt der Menschheit ein bedeutend höherer, als jetzt der Fall ist. Nun habe ich alles ausgesprochen, was mein Gewissen mir zur Pflicht gemacht."

„Und Sie haben dadurch mein Gefühl für Pflicht und Ehre mächtig in Anspruch genommen", antwortete Richard. „Sie sind mir, geehrte Frau, mit soviel Großmuth begegnet, daß mein Platz eigentlich nicht aufrecht vor Ihnen, sondern zu Ihren Füßen wäre. Sie hätten das Recht gehabt, mich aus Ihrem Hause zu weisen; aber Sie haben mir nicht mit einem Wort das Unverzeihliche vorgeworfen, daß ich, während ich Ihre Gastfreundschaft genoß, leichtsinnigerweise eine ihrer nahen Verwandten bloßstellte. Die Erinnerung an dieses edle Zartgefühl ist meinem Herzen unauslöschlich eingegraben, und ich werde alles aufbieten, um mich desselben würdig zu machen."

Wieder drückte er die Hand der Majorin an seine Lippen.

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor", entgegnete sie lächelnd, „ich bin vollkommen zufrieden mit Ihnen."

Achtzehntes Kapitel.

Während die Majorin und der Doctor die oben mitgetheilte Unterredung hatten, saß Arvid in seinem Zimmer eingeschlossen.

Albertine stattete, der auf dem Lande gültigen Tagesordnung gemäß, gleich nach dem Frühstück einen Morgenbesuch bei ihrer Mama ab, die sie mit den Vorbereitungen zu ihrer Toilette für den Nachmittag beschäftigt fand, wo man vom Grafen Stormhjelm eingeladen war, an einer von ihm veranstalteten Lustpartie nach einem historisch merkwürdigen Punkte in der Umgegend theilzunehmen.

Jenny wanderte mit einem kleinen Korb am Arme in das Dorf hinunter, und nachdem sie eine halbe Stunde bei einer blinden und kranken Miethbewohnerin zugebracht, kehrte sie wieder nach Hause zurück. Auf dem Hofe begegnete sie ihrem Vater.

„Willst du mit mir ausreiten?“ fragte er.

„Nein, ich danke, Herr Major, ich habe nothwendiger zu thun; morgen aber könnte es wol geschehen, daß ich dir Gesellschaft leistete.“

„Aber da kann es auch leicht geschehen, daß ich dich nicht mitnehmen will“, antwortete der Major lachend.

„O, das hat keine Gefahr.“

Jenny reichte dem Vater ihre Stirn zum Kusse, und eilte fort. Der Major sah der Tochter nach, und ein sonnenwarmes Lächeln glitt über sein sonst so strenges Gesicht.

Von dem Nützlichen, was Jenny zu thun zu haben vorgab, war gleichwol nichts zu bemerken. Als sie sich ihres Korbes entledigt, setzte sie sich ganz gemüthlich in das Vorhaus, ohne eine andere Beschäftigung als aus einem Gefäß einem ganzen Schwarm Tauben Erbsen zuzuwerfen. Ein seltsamer Ernst ruhte auf Jenny's Zügen. Der heitere Ausdruck schien verschwunden zu sein, und sie dachte augenscheinlich über etwas nach.

Endlich ließen sich Tritte auf der Treppe hören. Jenny drehte den Kopf herum, und sah Albertinen herabkommen.

„Wie schön sie ist! Welche stattliche Haltung! Welche ausgesuchte Toilette!“ seufzte Jenny, und blickte auf ihr selbstgewebtes Kleid und ihre Musselinschürze herab. „Ich sehe bestimmt aus wie ihre Kammerzofe. Ich bin häßlich, ich habe keine Haltung und bin einfach gekleidet.“

Gleich darauf aber schüttelte Jenny den Kopf, wie um alle dergleichen Gedanken zu verbannen, und setzte ihren unterbrochenen Monolog mit den Worten fort:

„Ei, ei, Jenny! Ich glaube, du ziehst wieder Vergleiche. Du wirst wohlthun, wenn du deine Erinnerung durch gewisse Worte deiner Mama auffrischest. Deiner Mama! Wie reich bin ich, daß ich eine solche ... besitze! Ich glaube, wenn Albertine und ich ... gleich zwischen uns zögen, ich mehr Gr... für das zu danken, was mir, als Alb... ihr zu Theil geworden.“

Mit diesen Worten erhob sich ... Cousine entgegen.

„Ich sitze schon lange hier u...



Jenny mit ihrem sonnenwarmen frischen Lächeln, während sie Albertinen die Hand reichte.

„Hast du mir nichts zu sagen?“ fragte Albertine mit einem etwas steifen und abgemessenen Ausdruck in ihren Zügen. Man konnte hinter der stolzen Haltung eine gewisse Bangigkeit durchschimmern sehen.

„Nichts Besonderes“, antwortete Jenny, welche bei der kalten, gemessenen Weise, womit ihre Cousine ihr entgegenkam, erröthete; „ich wollte dir blos sagen, Albertine, daß ich lebhaft wünsche, in dir eine Freundin zu finden.“

„Nun, sind wir denn nicht schon Freunde? Ich kann mich wenigstens nicht erinnern, daß zwischen uns etwas vorgefallen wäre, was uns veranlassen könnte, uns als Feindinnen zu betrachten.“

Albertine erschien so unzugänglich, daß sie Jenny, welche wieder erröthete, tief verwundete. Nach einer kurzen Pause und von einem wirklich edeln Gefühl getrieben, hob Jenny wieder an:

„Warum, Albertine, beobachtest du gegen mich stets dieses kalte, unzugängliche Benehmen? Was stimm[illegible]ich gegen deine Cousine so unfreundlich? Liegt in m[illegible]em Wesen, in meiner Lebhaftigkeit vielleicht etwas, was dir misfällt, so sage es, und ich will suchen, es zu ändern. Ach, ich wünsche so innig, daß du ein wenig Freundschaft für mich fühlen möchtest, daß du mir so gewogen wärest, wie ich dir gewogen bin.“

[illegible]n reichte Albertinen die Hand mit einem so herz-
[illegible]uck in ihrem Blick, daß Albertine ihr nicht
[illegible]n konnte, sondern die dargebotene Hand
[illegible]ung ergriff.

[illegible]y. Der Fehler ist nicht dein, son-
[illegible]. Ich habe eine verschlossene und
[illegible], welche es mir schwer macht, mit
[illegible]ein; da du mir aber mit soviel

Herzlichkeit deine Freundschaft anbietest, so soll diese meine Schüchternheit sicherlich bald verschwinden."

„Dank für dieses Versprechen!" rief Jenny, und drückte Albertinen herzlich die Hand. „Sei überzeugt, daß du in mir eine redliche Freundin besitzest. Hast du Lust, mich zu der alten Auszüglerwitwe zu begleiten?" fuhr Jenny fort, und legte ihren Arm in den Albertinens.

„Ist es weit dahin?" fragte letztere.

„Siehst du dort das kleine nette Haus am Eingange des Dorfes? Dort wohnt die gute alte Frau."

„In einer Stunde können wir wol zurücksein? Mama will dann einen Spaziergang machen."

„Ja wohl."

Die beiden Mädchen gingen Arm in Arm über den Hof; das Schicksal aber hatte beschlossen, daß sie heute keinen Besuch bei der alten Frau machen sollten; denn das Gitterthor öffnete sich, und die kleine Droschke des Barons fuhr in den Hof herein.

Als Baron Fritz die Mädchen erblickte, befahl er dem Kutscher, halt zu machen, und stieg sehr vorsichtig aus dem Wagen.

„Das ist ein glücklicher Zufall, der mich gerade jetzt hierherführt, da ich sogleich Gelegenheit habe, die Damen zu treffen", sagte unser Baron in seiner gewöhnlichen schleppenden Weise.

„Und worin besteht das Glück?" fragte Jenny mit einem nicht unbedeutenden Anflug von Mislaune. „Vielleicht darin, daß wir sehen, wie Sie, Herr Baron, gerade wie ein bejahrtes ehrwürdiges Frauenzimmer sich aus dem Wagen helfen lassen? Mein Gott, wollen Sie denn in alle Ewigkeit ein so weibisches verwöhntes Geschöpf bleiben?"

„Mein gnädiges Fräulein Albertine, stehen Sie mir bei, sonst bekomme ich noch mein ganzes Sündenregister zu hören", klagte der Baron. „Bedenken Sie, Fräulein

Jenny, ich habe schwache Nerven", sagte er zu dieser gewendet, welche bei diesen Worten zu lachen anfing.

„Sie sind unverbesserlich!" rief sie. „Was führt Sie denn heute hierher?"

„Ich wollte mir erlauben, den beiden Fräulein Plätze in dem Wagen meiner Tante für die auf heute Nachmittag bestimmte Fahrt nach D. anzubieten."

„Was mich betrifft, so hoffe ich, mit Papa und Arvid dorthin zu reiten", antwortete Jenny lachend.

„Sie sind eine etwas zu kühne Reiterin", versicherte der Baron, und sah Jenny erschrocken an. „Uebrigens, wenn Sie auf einen Ball reiten wollen, wie wird es da mit der Toilette?"

Jenny zuckte die Achseln, wendete sich zu Albertinen und sagte:

„Nun, Albertine, welche Antwort gibst du?"

„Darüber hat Mama zu bestimmen. Der Herr Baron wird die Güte haben, sich an diese zu wenden."

„Albertine!" schallte es vom Vorhause her, und auf der Treppe stand die Professorin gerade und steif wie gewöhnlich.

Der Baron und Albertine eilten ihr entgegen, und nachdem der erstere sein Anliegen vorgebracht, erlaubte die Professorin, daß ihre Tochter mit Fräulein Sigrid führe.

Jenny, die nicht gerufen worden, setzte ihren Weg weiter fort. Sie ging mit langsamen, zögernden Schritten. Als sie sich wieder allein sah, konnte man sehen, daß eine schmerzliche Erinnerung ihre sonst so heitere Seele marterte.

Um 3 Uhr kamen die beiden Wagen des Barons auf dem Hofe von Rönby vorgefahren.

Der Ritt, von welchem Jenny gesprochen, war einer ihrer gewöhnlichen Scherze mit dem Baron, weil er stets seine Angst über ihre Tollkühnheit aussprach.

Die Majorin und die Professorin fuhren mit Fräulein

Sigrid, und Albertine und Jenny sollten die Plätze in dem andern Wagen des Barons einnehmen.

Während sie im Begriff waren, einzusteigen, rollte der erste Wagen schon davon, und der Baron fragte, ob nicht der Doctor den vierten, noch leeren Platz für sich benutzen wollte.

Albertinens Augen strahlten bei diesem Vorschlag, und Jenny erröthete; der Doctor aber lehnte das Anerbieten ab, und stieg mit dem Major und seinen Söhnen in den dritten Wagen, worauf man nach D. fuhr, wo der Graf seine Gäste in einem für diese Gelegenheit erbauten Tanzsalon erwartete, der auswendig aus Zelttuch und Holzwerk bestand, und inwendig mit Blumen und Laubwerk ausgeschlagen war.

Bei der Weigerung des Doctors umwölkte sich Albertinens Stirn, und sie lehnte sich in die Wagenecke zurück — mit allen Anzeichen schlechter Laune und dem lobenswerthen Vorsatz, ein hartnäckiges Schweigen zu beobachten.

Jenny scherzte wieder und neckte sich mit dem Baron, war witzig und heiter, aber ungewöhnlich bleich.

Alle Nachbarn waren zu dem ländlichen Ball eingeladen. Der Graf war ganz Aufmerksamkeit gegen die Familie von Rönby, gegen die Professorin die Artigkeit selbst und für Albertinen ganz Bewunderung. Dies versetzte die Professorin in die brillanteste Laune.

Sie blähete und brüstete sich in ihrem hellfarbenen Seidenkleid wie eine Königin, und sprach zu ihrer Umgebung mit einer gewissen herablassenden Artigkeit. Mit lebhafter Befriedigung sah sie, daß der Baron sich fast ausschließlich mit Albertinen beschäftigte.

Jetzt ward der erste Walzer aufgespielt. Der Graf und Albertine eröffneten den Ball. Daß der Baron mit Jenny tanzte, betrachtete die Professorin blos als eine Höflichkeit gegen sie.

Was sie aber nicht wenig ärgerte, war der Umstand,

daß Albertine kälter und steifer zu sein schien als je, daß ihr in ihren Bewegungen und in ihrem Tanze jene hinreißende Anmuth fehlte, welche dagegen Jenny in reichem Maße auszeichnete, und daß sie den eifrigen Huldigungen des Grafen mit abstoßender Kälte begegnete. Daß dagegen er, der Graf, von seiner Dame ganz und gar eingenommen war, dies konnte ein jeder sehen, der da Augen hatte.

Als der Walzer zu Ende war, winkte die Professorin ihre Tochter beiseite, und während sie ihren Arm ergriff, wie um einen kleinen Gang in die freie Luft zu machen, sagte sie in kurzem und befehlendem Tone:

„Dein Benehmen gegen den Grafen ist ganz verkehrt. Man zeigt sich nicht stolz gegen Personen, die an Rang über uns stehen. Es ist dies ein in jeder Beziehung unpassender Dünkel. Bedenke, daß der Stolz nur ein Mittel ist, um die, welche nicht unsersgleichen sind, in gebührender Entfernung zu halten. Mein Wille ist daher, daß du dem Grafen mehr Aufmerksamkeit beweisest, und seiner hohen Stellung in der Gesellschaft stets eingedenk seiest.“

Albertine neigte zum Zeichen ihrer Zustimmung ihr Haupt, aber ohne zu antworten. Es lag auch jetzt in dieser Unterwürfigkeit ein unterdrückter Stolz, welcher der Professorin keineswegs entging. Sie war unmuthig darüber, doch war jetzt nicht der Augenblick, ihrem Zorne Luft zu machen, und sie setzte daher blos hinzu:

„Ich rechne darauf, daß du mir gehorchst — verstehst du mich?“ worauf sie sich entfernte.

„Und ich fühle einen unwiderstehlichen Wunsch, dir nicht zu gehorchen“, murmelte Albertine.

Gerade als sie sich umkehrte, stand der Major hinter ihr.

„Höre, mein Kind“, sagte er, „du wirst mir die Gefälligkeit erzeigen, ein wenig freundlich gegen meinen jungen Doctor zu sein und den zweiten Walzer mit ihm

zu tanzen; denn deine Mutter vergißt zu oft, was die Höflichkeit gegen ihn verlangt."

„Recht gern, Onkel", antwortete Albertine, „wenn Mama nur nicht bös wird."

„Nun, bist du denn so furchtsam, daß du um des Rechts willen nicht einige kleine Verweise von deiner Mutter hinnehmen solltest? Uebrigens werde ich im schlimmsten Falle die ganze Schuld auf mich nehmen."

Der Major winkte dem Doctor.

„Meine Nichte hat den zweiten Walzer für Sie frei, lieber Freund", sagte er und verließ sie dann.

„Darf ich wagen, mich dieser Gunst zu bedienen?" fragte der Doctor.

„Ja! Oder hast du vielleicht auch jetzt den Muth, Nein! zu sagen, wie bei der Abfahrt?".

„Aber deine Mutter — indessen — dieser Walzer ist ja unser Abschied."

„Willst du abreisen?"

„Ich bin so glücklich, Ihre Zusage für den zweiten Walzer zu haben!" rief die Stimme des Grafen hinter ihnen; „eben spielt man denselben auf."

„Nein, Herr Graf, diesen habe ich dem Doctor versprochen", antwortete Albertine kalt.

„Mein gnädiges Fräulein, entschuldigen Sie — mir haben Sie ihn versprochen", sagte der Graf, indem er sich zu seiner vollen Länge aufrichtete, und den Doctor mit einem nicht sehr freundlichen Ausdruck in seinen Zügen betrachtete.

„Sie irren sich ganz gewiß, Herr Graf, denn ich habe das Versprechen des Fräuleins", entgegnete der Doctor, indem er den Grafen ebenfalls mit herausforderndem Blick ansah. Da er sich jedoch plötzlich erinnerte, daß ein Zwist Aufsehen verursachen könnte, so setzte er in artigem Tone hinzu: „Inzwischen betrachte ich es als meine Pflicht, mich mit dem Urtheil zu begnügen, welches das Fräulein fällen wird. Sagt sie, daß dieser

Walzer Ihnen gehört, Herr Graf, so entferne ich mich sofort."

„Meine Tochter wird während dieses Walzers ausruhen!" rief die scharfe Stimme der Professorin.

Sie hatte den Doctor mit ihrer Tochter sprechen sehen und sich sogleich genähert, um das Gespräch zu überwachen, sodaß sie Ohrenzeugin des Streits um den Walzer war.

Der Doctor verneigte sich stolz und entfernte sich.

Der Graf bot der Professorin seinen Arm, um sie wieder auf ihren Platz zurückzuführen, und Albertine biß die Zähne so heftig zusammen, daß ein klarer Blutstropfen auf den Lippen sichtbar ward.

Sie verließ das Zelt und ging nach der alten Ruine. Diese ihre Entfernung ward blos von dem Doctor bemerkt, weil gerade in diesem Augenblicke alles mit dem Tanze beschäftigt war.

Die Professorin plauderte mit Fräulein Sigrid. Nach dem Walzer kam eine Française. Die Majorin warf einen Blick auf die Tanzenden, entdeckte aber ihre Tochter nicht. Sie spähete nach ihr, sah sie aber im ganzen Zelte nicht. Dennoch beruhigte sie sich einigermaßen, als sie auch zugleich bemerkte, daß der Baron ebenfalls nicht sichtbar war.

„Hast du meine Tochter gesehen?" fragte sie den Major.

„Sie ist mit dem Baron und den Fräulein K. bei der Ruine."

Als die Française zu Ende war, gingen auch die Professorin und einige Damen nach der Ruine, um sie in Augenschein zu nehmen. Hier fanden sie den Baron und die Fräulein K., aber nicht Albertinen.

„Haben Sie meine Tochter gesehen, Herr Baron?" fragte die Professorin.

„Sie ist im Zelte", war die Antwort.

Die Professorin ging dahin zurück.

Albertine saß auch wirklich hier, bleich und kalt, und sprach mit dem Grafen.

Die Professorin nahm wieder ihren Platz unter den Frauen ein, und fühlte sich hinsichtlich ihrer Tochtee vollkommen beruhigt. Hätte sie aber eine Ahnung von dem gehabt, was zwischen dem Grafen und Albertine gesprochen ward, so hätte sie, fürchten wir, sicherlich vor Zorn Nervenanfälle bekommen.

„Sie haben die Française nicht mitgetanzt?" sagte der Graf.

„Nein", war die kurze Antwort.

„Darf ich wagen, mir die nächste Polka auszubitten?"

„Ich gedenke heute Abend nicht mehr zu tanzen."

„Sind Sie unwohl?"

„Nein, ich bin vollkommen wohl."

„Dann sind Sie also mislaunig?"

„Ja."

„Auf mich?"

„Ja, und ich glaube Grund dazu zu haben."

„Und dieser Grund ist, daß Sie auf einen Walzer mit dem Doctor verzichten mußten", entgegnete der Graf und seine Augen begannen zu funkeln.

„Nicht der Verlust des Walzers ärgert mich; denn ich kenne keine Macht, welche mich hätte hindern können, ihm einen andern Walzer zu schenken, wohl aber Ihre Art und Weise, zu behaupten, daß ich Ihnen den zweiten Walzer zugesagt hätte, was doch nicht der Fall war. Dies hat mich beleidigt."

„Und meine Strafe ist, daß Sie nicht mehr tanzen?"

„Ja."

„Aber dann gehen Sie ja auch des Tanzes mit dem Doctor verlustig?"

„Diesen Verlust bekomme ich in vierzehn Tagen auf Rönby ersetzt, wo auch Ball sein wird."

Albertine machte eine Bewegung, um sich zu erheben; der Graf aber bat sie, sitzen zu bleiben.

„Also ist es wahr, daß Sie eine starke Sympathie für diesen Doctor hegen?“

„Nennen Sie es Sympathie, wenn Sie wollen; ich hege die größte Hochachtung für ihn, und dies ist etwas, dessen nicht ein jeder sich rühmen kann.“

Mit diesen Worten verließ Albertine den Grafen.

„Diese Hochachtung sollst du mir theuer bezahlen! Wenn du, einfältiges Mädchen, wüßtest, wie dein Trotz und deine Kälte den Wunsch, dich zu besiegen, steigert, so würdest du dich sicherlich hüten, mir auf diese Weise zu begegnen. Wärest du mir mit Beifall und Aufmunterung entgegengekommen, so wäre mein Gefühl für dich vielleicht erkaltet und erstorben. Jetzt dagegen lodert es jedesmal, wo du mir deinen Unwillen fühlen lässest, um desto stärker auf“, murmelte der Graf und ging gerade auf die Professorin zu.

„Ich bin sehr unglücklich, gnädige Frau. Fräulein Albertine ist aufgebracht und will heute Abend nicht tanzen“, sagte der Graf.

„Sie will nicht?“ rief die Professorin, indem ihre Augen einen Blitz auf die Tochter schossen.

„Nein, ich habe vergebens gebeten und blos ein kahles Nein! zur Antwort bekommen. Sie kann es mir nicht verzeihen, daß ich dem Doctor das Recht auf den zweiten Walzer bestreiten wollte.“

„Herr Graf, Sie haben meine Tochter sicherlich nicht richtig verstanden. Sie hat zu gute Grundsätze, um nicht einzusehen, daß Sie ihr einen wirklichen Dienst leisteten, als Sie sie der Unannehmlichkeit überhoben, mit diesem Menschen zu tanzen. Geben Sie mir Ihren Arm, und ich werde sofort beweisen, daß hier ein Misverständniß obwaltet.“

„Wie dankbar würde ich Ihnen sein, wenn dem so wäre! Es wäre mehr als hart für mich, wenn die Person, um deren willen das ganze Fest angestellt worden,

nicht am Tanze theilnehmen wollte. Ach, meine Gnädige, verschaffen Sie mir diese Polka."

„Seien Sie unbesorgt", sagte die Professorin in dem Ton eines Alleinherrschers. Es war ja noch niemals geschehen, daß Albertine sich wiederspenstig gegen sie gezeigt hätte. Sie hatte ja stets an ihrer Tochter eine Sklavin ihres Willens gehabt, und deshalb fiel es ihr auch jetzt nicht im mindesten ein, Albertinens Gehorsam zu bezweifeln.

Als sie sich Albertinen genähert hatte, sagte sie:

„Der Graf wünscht diese Polka mit dir zu tanzen, und ich vermuthe, daß du nicht engagirt bist."

Die Professorin sah ihre Tochter mit durchbohrenden Blicken und einem so harten und befehlenden Ausdruck an, daß Albertinens erste unwillkürliche Bewegung war, das Haupt zu senken; im nächsten Augenblick aber erhob sie es wieder, und begegnete dem Blick der Mutter mit einem ruhigen und bestimmten Ausdruck, während sie antwortete:

„Ich glaubte, dem Herrn Grafen schon gesagt zu haben, daß ich heute Abend nicht mehr zu tanzen beabsichtige."

„Aber ich wünsche, daß du tanzest."

Dieses Wort wünsche klang in dem Munde der Professorin wie befehle; Albertine aber hatte sich vorgenommen, zu kämpfen und auch nicht um ein Haar breit nachzugeben. Deshalb antwortete sie mit derselben Ruhe:

„Ich fühle mich müde, und es thut mir daher leid, daß ich deinen Wunsch nicht erfüllen kann, Mama."

„Sie sehen, meine Gnädige, daß ich unrettbar in Ungnade gefallen bin", mischte der Graf sich ein. „Fräulein Albertine ist nicht zu bewegen."

„Ich hatte gehofft, Herr Graf", sagte Albertine mit hoch aufgerichtetem Kopfe, „daß Sie vor meiner Weigerung soviel Achtung hätten, nicht durch meine Mutter mich zu etwas zwingen zu wollen, was ich nicht will."

Die Professorin ward aschgrau, der Graf purpurroth. Letzterer verneigte sich gleichwol artig gegen Albertinen, und brachte eine verbindliche Entschuldigung vor, worauf er sich entfernte. Die Professorin aber, welche nun nicht aussprechen konnte, was sie auf dem Herzen hatte, ging von ihrer Tochter mit einem so harten und furchtbaren Ausdruck in ihren Zügen hinweg, daß Albertine ihr Herz in der Brust erbeben fühlte. Inzwischen dachte sie:

„Der Handschuh ist geworfen, der Kampf ist begonnen. Vielleicht gehe ich darin unter, — aber ebenso gut! Wofür sollte ich denn auch weiter noch leben?"

Wäre Albertine ein schwaches Mädchen gewesen, so würden sich ihr die Thränen in die Augen gedrängt haben; aber sie war daran gewöhnt, die Gefühle ihres Herzens zu unterdrücken, und auf diesem kalten Antlitz war nichts von allen den Qualen zu lesen, welche sie beherrschten.

Neunzehntes Kapitel.

Um eine Erklärung über Albertinens Gemüthsstimmung zu geben, müssen wir dem Leser mittheilen, daß sie bei ihrer Wanderung nach der Ruine mit dem Doctor zusammengetroffen war.

Als er sie das Zelt verlassen sah, ging er auf der andern Seite hinaus, und trat daher von entgegengesetzter Seite, aber gleichzeitig mit Albertinen, in die Ruinen.

Es wäre überflüssig, hier zu wiederholen, was er in Bezug auf seine Unterredung mit der Majorin sagte, und wir wollen daher blos seine Schlußworte mittheilen:

„Bis zu dem Augenblick, wo deine Tante mit mir sprach wie eine Mutter mit ihrem Sohn, ward ich nur von meiner Liebe beherrscht. So oft die Vernunft und meine bessern Gefühle die Stimme zu erheben suchten, wurden sie stets von der Neigung zum Schweigen gebracht, die mich an dich gefesselt hat und ewig fesseln wird. Jetzt aber, meine geliebte Albertine, jetzt ist die Wirklichkeit in ihrer ganzen Nacktheit hervorgetreten, und hat mich aus dem Liebesrausch aufgerüttelt, der uns beide zu weit geführt hat. Ich habe meine und deine beiderseitige Stellung klar eingesehen und gefunden, daß Pflicht

und Gewissen mich des Leichtsinns anklagen. Was wünsche ich? Dereinst vor der Welt und deiner Mutter auftreten und deine Hand begehren zu können. Welche Mittel habe ich gewählt? Heimliche Zusammenkünfte, heimlichen Briefwechsel, ein heimliches Bündniß mit der Tochter gegen die Mutter. Ach, Albertine, deine Mutter hat das Recht, mich zu verachten, und gleichwol hätte mein erstes Bestreben sein sollen, mir ihre Achtung zu erzwingen. Ihre Weigerung, ihre Tochter einem Manne zu schenken, der die Ehre ihrer Tochter bloßgestellt, der nicht Macht genug über seine Gefühle gehabt, um nicht die flüchtige Freude des Augenblicks für den guten Namen und den Ruf des Weibes, welches er liebt, zu opfern, wäre vollkommen gerecht, und die Welt würde sie billigen. Eine Mutter kann nicht einen Mann achten, dessen Liebe auf keine Weise edel und erhaben gewesen ist; denn wenn sie es gewesen wäre so würde er mit Kraft und Stärke die Hindernisse bekämpft, und nicht wie ein Dieb versucht haben, sich ein Herz zu stehlen, welches er sich nicht durch sein Verdienst erworben, da er blos alles, was in seinen Kräften stand, dazu aufgeboten, um das junge unerfahrene Herz von seinen kindlichen Pflichten hinwegzulocken. Aber, Albertine, so darf das nicht fortgehen. Ich erröthe über mich selbst, und nachdem ich einmal zum vollen Bewußtsein meiner Pflicht erweckt worden, soll nichts auf Erden, nicht einmal meine Liebe zu dir, mich bewegen, davon abzuweichen. Meine Pflicht ist, deiner Mutter zu beweisen, daß ich, obgleich ein Kind des Volks, durch tiefes Gefühl für das Rechte und durch erhabene Charakterstärke mich selbst geadelt, und daß ich mich bei allen meinen Handlungen benommen wie ein Mann von Ehre. Ich werde ihr ferner nicht, wie zeither, Grund geben, zu behaupten, daß der kraft seiner Bildung zu ihresgleichen emporgestiegene Gärtnerssohn nicht auch durch Rechtlichkeit und Pflichtgefühl sich über alle Einwürfe zu erheben gewußt, welche sie vernünftigerweise gegen ihn

als künftigen Gatten ihrer Tochter erheben kann. Deshalb, Albertine, dürfen wir uns künftig nicht mehr treffen wie früher, — wir dürfen keine Briefe mehr wechseln, jeder heimliche Umgang zwischen uns muß abgebrochen werden.. Wir müssen geduldig warten, bis ich mir eine in pecuniärer Hinsicht unabhängige Stellung geschaffen, und mit offener Stirn vor deine Mutter hintreten und freimüthig mich um die Hand ihrer Tochter bewerben kann. Weigert sie sich, — nun wohl, dann ist das Unrecht auf ihrer Seite, und ich werde wie ein Mann für die Erreichung meines Glücks kämpfen und — siegen. Wie wird meine Liebe mich dann über jedes Hinderniß hinwegheben, da es mich jetzt schon über meine Schwäche hinweghebt! Welch ein Sporn wird sie für mich sein, mein Streben und meine Thätigkeit zu verdoppeln, wenn ich weiß, daß ich, ehe ich dir meine Hand bieten kann, mich dir nicht nähern, nicht den Ton deiner Stimme hören, nicht ein Wort deiner Liebe von deiner Hand lesen darf! Und dennoch, nah oder fern, wird diese Liebe stets in meiner Brust wohnen, fest wie ein Fels im Meer, und beständig wie der Tod!"

Richard schwieg und drückte Albertinens Hand mit einem so unzweideutigen Ausdruck von Zärtlichkeit an seine Lippen, daß sie sich gerührt fühlte; die Bitterkeit des Augenblicks aber dictirte ihr die Worte, welche sie, während einige schmerzliche Thränen auf ihre Hand fielen, abgebrochen flüsterte:

„Du gibst mich also auf!"

„Albertine!" rief der Doctor und legte ihre Hand auf sein Herz; „bei dem Gott, an welchen ich glaube, und bei der zeitigen und ewigen Seligkeit, auf welche ich hoffe, schwöre ich, daß solange dieses Herz schlägt, es nur dir, dir allein gehören wird. Aber jetzt, du guter Engel meines Lebens, jetzt muß ich so handeln, daß du mir deine Achtung schenken kannst. Kein Schatten darf auf unserer Liebe ruhen, sie muß rein und stark sein."

Er schlang seinen Arm um sie, und sprach so lange und so ernst, berief sich so hochherzig auf ihre Seelenstärke und ihr Pflichtgefühl, daß Albertine endlich seinen Worten Gehör schenkte und die Wahrheit derselben einsah.

Diese Stimme, welche so ergreifend zu allen ihren edlern Gefühlen sprach, diese so warme und in ihrer Selbstverleugnung doch so hochherzige Liebe hatte für die starke, in ihrem Innern richtig denkende Jungfrau etwas weit Gewaltigeres und Hinreißenderes als selbst die beredsamste Aeußerung glühender Leidenschaft. Sie wollte erst bewundern, um dann mit desto größerm Recht lieben zu können.

Alle jene engherzigen Eindrücke von Neid und Eifersucht, die sie einmal beherrscht, sanken in Vergessenheit zurück, und Richard stand vor ihr wie einer von jenen starken Geistern, welche keine Schwäche kennen. Eine freiwillige Aufopferung erweckte all jenes Große und Starke, welches bisjetzt unbewußt in Albertinens tiefster Seele geschlummert, und nun blos berührt zu werden brauchte, um zum Leben erweckt zu werden.

Albertinens Liebe wuchs an Stärke ebendadurch, daß sie sich vor Richard beugen mußte, wie vor einem über ihr stehenden höhern Wesen.

„Nun, meine geliebte Albertine, leb' wohl. Wir müssen scheiden, — ich sehe den Baron und die Fräulein K. sich nähern."

„Und dies ist unsere letzte Zusammenkunft?"

„Ja, bis ich wagen kann, dir meine Hand zu bieten."

Richard's Stimme war aufgeregt. Er schwieg. Zum ersten mal drückte er einen Kuß auf Albertinens Lippen.

„Richard, ich werde sterben", stammelte Albertine.

„Nein, du wirst leben, um mich in Zukunft für das Opfer zu belohnen, welches ich heute der Ehre und dem Gewissen bringe."

Im nächsten Augenblick war er verschwunden, und



Albertine kehrte mit langsamen Schritten und bekümmertem Herzen nach dem Tanzsalon zurück.

Sie hatte aber nun doch Richard, wie sie glaubte, in seiner wahren Gestalt gesehen — hoch und edel, mit einem nicht blos starken, sondern auch warmen Herzen. Um seiner würdig zu sein, hielt sie es ihrerseits für ihre Pflicht, die sklavische Furcht vor ihrer Mutter abzuwerfen, die sie bisjetzt gehegt, aber jetzt für eine Schwäche und Feigheit ansah, welche der Verlobten Richard's unwürdig wäre.

Ein ausgezeichneter Denker, Dr. Andreas Combe, sagt in einem seiner Werke über den menschlichen Charakter, daß „die Begabungen unserer Seele den Tönen eines Instruments gleichen, die erst erklingen, wenn sie angeschlagen werden".

In diesen Worten liegt eine tiefe Wahrheit. Wie viele reiche Schätze schlummern im Menschenherzen aus Mangel an Erweckung!

So war es auch mit Albertinen. In ihrer Seele lagen Keime zu allem, was den Menschen veredelt und erhebt; aber nicht ein einziger von diesen Keimen war während der Kindheit gepflegt worden und hatte Frucht getragen. Durch Strenge und Herrschsucht waren vielmehr die zärtlichen Bande, welche das Kind an die Mutter fesseln, zu vollkommener Unthätigkeit verurtheilt worden. Keine Zärtlichkeit von seiten der Mutter entwickelte den angeborenen Trieb zur Achtung und Zuneigung, sondern die Furcht rief die Verstellung hervor, und die Verstellung allmählich die Unwahrheit.

Der Despotismus, womit sie behandelt ward, verscheuchte das Vertrauen, und legte den Keim zu einem Geist des Widerstandes, der den Drang zum Ungehorsam in allem weckte, wo der Ungehorsam verborgen bleiben konnte.

Etwas zu thun, was ihr verboten war, und dann mit heimlicher Schadenfreude zu bedenken, daß sie jetzt

etwas gethan, was in offenem Widerspruch mit dem allmächtigen Willen der Mutter stand, dies war leider für Albertinen als Kind ein sehr häufig vorkommender Genuß. Obschon sie Muth und Seelenstärke, ja Anlage zu wirklich edeln Gefühlen der Hingebung und Selbstverleugnung besaß, so waren diese Anlagen doch niemals zum Leben erweckt worden; sondern im Gegentheil waren Stolz, Eigensinn und Neid die Gefühle, welche durch die verkehrte Erziehung, die ihr die Mutter gab, in ihr entwickelt wurden.

Daß diese Fehler Albertinen nur bis zu einem gewissen Grad kennzeichneten, dies hatte sie nur ihrem guten Herzen zu danken.

Wenn die Professorin den Ausflug zu dem vom Grafen veranstalteten Feste in der besten Laune angetreten hatte, so kehrte sie dagegen in der ärgerlichsten Gemüthsstimmung nach Hause zurück. Nicht genug, daß Albertine den Grafen, der ihr so ausgezeichnete Aufmerksamkeit bewiesen, verletzt hatte; sondern sie hatte auch selbst mit angehört, wie kalt sie den inständigen Wunsch des Barons, mit ihr zu tanzen, zurückgewiesen, und zwar trotz aller mütterlichen Befehle.

Dies war etwas so Unerhörtes, daß die Professorin mit Beben an die Möglichkeit dachte, daß die Tochter vielleicht ebenso gegen sie würde auftreten wollen wie der Sohn. Inzwischen aber — und damit tröstete sie sich — besaß sie über Albertinen als Mädchen eine weit ausgedehntere Macht als über Albert als Mann.

Während die Professorin dies bei sich überlegte, machten die Wagen auf dem Hofe von Rönby halt.

Es war 6 Uhr morgens. Man war müde, und alle begaben sich zur Ruhe, ausgenommen die Professorin. Sie gehörte nicht zur Zahl derer, welche sich durch Schlaf oder Müdigkeit abschrecken lassen, auszuführen, was sie sich vorgenommen. Als sie die Treppe hinaufging, wendete sie sich zu der Tochter und sagte:

„Ich will mit dir sprechen.“

Albertine folgte der Mutter in ihr Zimmer.

Die Professorin setzte sich auf das Sofa. Albertine blieb stehen.

„Mein Wille ist, zu wissen, was du mit diesem Benehmen heute Nacht beabsichtigtest. Hattest du es vielleicht darauf abgesehen, mich zu beleidigen?“

Der eisenharte Ausdruck in den Zügen der Professorin hatte etwas Furchtbares.

Albertinens Wangen waren ebenso bleich wie die der Mutter, ihre Haltung ebenso unbeugsam, und ihre Stirn ebenso stolz emporgerichtet, als sie antwortete:

„Wenn jemand in dieser Nacht beleidigt worden ist, so werde ich es wol gewesen sein.“

„Du!“ rief die Professorin, indem sie sich mit drohender Geberde heftig erhob.

„Ja, ich! — Oder wie soll ich es sonst nennen, daß du, Mama, mich beinahe mit Gewalt zwingen wolltest, mit einem Manne zu tanzen, der mich verletzt hat?

„Schweig!“ rief die Professorin, und streckte die Hand nach der Tochter aus. „Hüte dich, aus Trotz eine Vertheidigung deines Benehmens zu versuchen, und zu vergessen, daß du mit deiner Mutter sprichst! Ich könnte dann leicht auch deine neunzehn Jahre vergessen, und dich behandeln wie ein widerspenstiges Kind.“

Albertine drückte die Hände auf die Brust, athmete tief auf und antwortete in gedämpftem Tone:

„Wenn ich die Achtung vergesse, welche du ein Recht hast zu verlangen, Mama, so geschieht es deshalb, weil du mich niemals behandelt hast wie eine Tochter. Eine Sklavin bin ich gewesen, weiter nichts; soweit aber geht meine sklavische Unterwürfigkeit doch nicht, daß ich die Annäherung eines Mannes ermuthige, den ich verachte.“

Das Gesicht der Professorin nahm einen furchtbaren Ausdruck an. Sie faßte die Tochter am Arme und drückte denselben heftig zwischen ihre magern, aber kräftigen Finger.

„Bist du von Sinnen", rief sie, „daß du so mit mir zu sprechen wagst? Oder kennst du mich so wenig, daß du glaubst, ich würde ein solches Benehmen dulden? Höre jetzt, was ich sage: Wenn du es wagst — verstehst du mich? — wenn du es wagst, von dem Gehorsam abzuweichen, den du mir schuldig bist, oder den Personen, welche du meinem Willen gemäß achten sollst, Misachtung zu beweisen, so strafe ich dich dadurch, daß ich dich von Minna trenne. Diese, verstehst du, soll die Strafe des Vergehens treffen! Und fährst du dessenungeachtet fort, mir Trotz zu bieten, so bekommst du deinen Bruder niemals wiederzusehen. Ich werde dich dann an einen Ort bringen, wo du auf immer von ihm getrennt bist. Nun gehe und verlaß dein Zimmer nicht eher, als bis ich dir Erlaubniß dazu gegeben, dafern du mich nicht zwingen willst, dir vor aller Welt eine demüthigende Zurechtweisung zu ertheilen. Nun geh'!"

Albertine stand unbeweglich. Die heftig arbeitende Brust verrieth, daß in dem Herzen des jungen Mädchens ein gewaltiger Kampf stattfand. Sie öffnete den Mund, um zu antworten, schloß ihn aber wieder und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen.

„Sie ließ sich doch leichter zähmen als ich glaubte", murmelte die Professorin, öffnete die Thür des äußern Zimmers und rief Martha herein.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.